



Der Friesenpastor.

Kriminalroman von Dietrich Cheden.

Fünftes Kapitel.

2

Noch kein Gerücht und keine Wissenschaft hat mit Sicherheit zu ergründen vermocht, woher ein Gerücht seinen Ursprung genommen. Aus dem Dunkel taucht es auf, und in das Dunkel verschwindet es. Aber wie die Fledermäuse beim Einbruch des Abends regelmäßig ihre Verstecke verlassen und in lautlosem Fluge heufuchend an Geden und Häusern dahinhuschen, so kehrt das Gerücht unabwendbar wieder und breitet seine Schatten über Menschen und Dinge. Seine Gestalt ist schwer zu definieren; täglich, oft stündlich wechseln seine Formen und verwachsen, verwischen sich nicht selten zur Unkenntlichkeit. Sein Kommen und Gehen ist an keine Zeit und keinen Ort, sein Wirken an keine Grenze gebunden; es lockt und droht, es weint und grinst aus allen Ecken und Winkeln, es schleicht sich in Hütte und Palast, in Ballsaal und Kirche, es hindert den Schlaf von Guten und Bösen, es reizt zur Schadenfreude und Nachsicht, zum halben Mitleid und zur vollen Bosheit — es ist ein unheimlich gespenstischer, schwer zu fassender Gast, aber selten ein blaßes Phantom.

Seit Wochen, vielleicht seit Monaten schwirrte beunruhigend ein Gerücht durch Holby. Es war zuerst nicht greifbar; wie ein dunkler, dem Betroffenen selbst nicht sichtbarer Schatten schwebte es über dem Hofe und dem Haupte Dietrich Stagens, glitt es hinter ihm her auf Schritt und Tritt, daß die Menschen stutzten vor ihm, frostig wurden in seiner Gegenwart oder es mieden, ihren Pfad den seinen kreuzen zu lassen. Wer es zuerst geflüstert, wußte niemand; aber es war da und es verbreitete sich. Es wurde zuerst überall abgewiesen, dann schon besprochen, dann kolportiert.

Ob der Arzt, ob einer der vielen Freunde der Jungfrau von Duwes Wahnvorstellung aus der Sturmnacht gesprochen hatte: dem unheimlich vom Deiche ausgestreckten Arm, der einen Toten herausgezogen aus den stürmenden, schäumenden Wogen — oder ob das Gerücht nur scheinbar und zufällig in der Zeit und der Dürftigkeit mit dem Wahngebilde zusammentraf, war nicht aufzuklären. Aber Dietrich Stagen sollte in der Sturmnacht auf dem Deiche sich zu schaffen gemacht, nach der ersten Variation einen Toten dem Wellengrabe entziehen, nach der zweiten aber einen Lebenden den mordgierigen Wogen gewaltthätig überantwortet haben. Und das Meer sollte sich, als sei es mit diesem Opfer zufrieden gewesen, sofort gesänftigt, der Sturm im Augenblick nachgelassen haben.

Und noch hatte das Gerücht in der letzten Fassung seinen unheimlichen Flug nicht vollendet, als es sich erweiterte und auch das Opfer der Gewaltthat zu bezeichnen anfang: Peter Stagen, den verschollenen Bruder des Großbauern.

Seit dem Verschwinden Peters war genau ein Jahr vergangen, und nur wenige hätten sich des blöden Menschen mehr erinnert, wenn nicht das Gerücht die Aufgabe übernommen hätte, ihn allen, die ihn gekannt, lebhaft ins Gedächtnis zu rufen.

Durch den Mund Frau Duwes erfuhr der Pastor von dem Getuschel und Gerede. Er saß am Arbeits-

tiſche, hörte kaum hin und wies die Schwägerin ungeduldig ab. Dann sprach seine Tochter Helge davon, bedauernd und den angeschuldigten Bauern in Schutz nehmend. Der Pastor pflichtete ihr freundlich bei. Dann kam der Gemeindevorsteher Stewen Nissen und bat den geistlichen Nachbarn um seinen Rat, wie dem den Bauern und die Gemeinde bloßstellenden Unfug bald und,

wenn möglich, gründlich gesteuert werden könne. Johannsen fühlte sich von dem albernen Gerede peinlich berührt und versprach, in einem Mahnwort von der Kanzel abzuheffen.

Aber das Mittel versagte, das Gerücht hielt sich und fand plötzlich von Tondern aus den Weg in die Korrespondenz einer Zeitung. Johannsen ließ es



Holländisches Mädchen. Originalzeichnung von E. G. Cohen.

kopfschüttelnd und entschloß sich endlich widerstrebend, den Bauern selbst aufzusuchen.

Die Großmagd Skagens, die zugleich dem Haushalte des Bauern vorstand, versprach, den Bauern, der in einer der Scheunen beschäftigt sei, sofort zu rufen. Sie führte den angesehenen Besuch in das beste Zimmer, einen etwas niedrigen, aber weiten und behaglichen Raum, dessen schwere, reich geschnitzte und kunstvoll beschlagene Eichenmöbel von dem Wohlstand ihres Eigentümers bereites Zeugnis ablegten.

Skagen trat nach wenigen Minuten ein. Er hatte den vorhergegangenen Tag, einen Sonntag, in Tondern zugebracht und sah übermüdet aus. Er begrüßte den Besuch wortkarg und finstern.

„Bitte, Platz zu behalten.“

„Danke, Skagen. Ich hoffe Sie wohl zu finden?“

„Danke. — Was verschafft mir die Ehre?“

„Um...“ Johannsen suchte ein paar Sekunden lang den Blick des Bauern. „Na, wir wollen keine großen Umwege machen, Diert.“ entgegnete er dann ruhig. „Ich muß mich ja wohl leider überzeugt halten, daß mein Besuch für Sie nicht zu den erwünschten gehört. Aber gleichwohl konnte ich Ihnen und mir den Weg hierher nicht ersparen. Was mich hergeführt, ist nicht mein, sondern Ihr Interesse.“

„Sehr — freundlich, Herr Pastor.“ Um Skagens Mund zeigten sich ein paar feine Falten, als wolle ein spöttisches Lächeln sich hervorstellen.

„Ich habe genugfam erfahren,“ fuhr Johannsen fort, „daß Ihre Gesinnungen gegen mich wohl nie besonders freundlicher Natur gewesen sind, und es ist menschlich, wenn Sie nach dem Vorfall vor einem Jahre sich nicht zu meinen Gunsten geändert haben. Aber darin kann für mich keine Veranlassung liegen, Ihre Empfindungen meinerseits zu erwidern, Ihnen das Uebelwollen, das Sie mir gegenüber betätigten, mit gleicher Münze zu vergelten. Also, ich bitte Sie, Diert, sich überzeugt zu halten, daß keine irgendwie geartete Regung feindlicher Gesinnung mich zu Ihnen bringt, sondern das gerade Gegenteil.“

„Natürlich, vollkommen meine Meinung!“ warf Skagen mit verhaltener Ironie ein.

Johannsen achtete nicht darauf.

„Denken Sie einmal eine Stunde lang, es sei nichts Trennendes zwischen uns vorgefallen...“

„Ich habe es längst vergessen, Herr Pastor.“

Aus Johannsens Stimme klangen Vorwurf und ruhige Bitte: „Ich will freundlich zu Ihnen sprechen, Diert; machen Sie es mir nicht zu schwer.“

„Kommen Sie zur Sache!“ forderte Diert brüsk.

Der Pastor lehnte sich kalt in den Sessel zurück. Er zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, entfaltete es, wies mit dem Finger auf eine Stelle und sagte: „Lesen Sie; da: Tondern, 29. Juni.“

Widerwillig nahm der Bauer das Blatt und las. In seinem verschlossenen Gesicht regte sich kein Muskel. Er las zu Ende, wandte das Blatt, um nach dem Kopfe zu sehen, und gab es dem Pastor zurück.

„Danke. Bin ich dabei interessiert?“

„Beantworten Sie sich die Frage selbst.“

„Was soll das heißen, Herr Pastor?“

Johannsen sah ihn fest an.

„Es ist in dem Artikel von einem rätselhaft Verschollenen die Rede,“ sagte er langsam, „und dieser rätselhaft Verschollene ist — merken Sie wohl — Ihr Bruder!“

„Ah?“

„Der Beweis liegt in der genauen Angabe des Datums — da: Vor einem Jahre in der Sturmnacht vom 16. zum 17. Juni, zwei Tage nach Vollmond, verschwand — das stimmt zu genau, um nicht aufzufallen. Ist aber mit dem ‚Verschollenen‘ niemand anders als Ihr Bruder gemeint, so ergibt sich mit graufamer Logik, daß der verdächtige Schlussatz auch auf keinen andern zielt als auf Sie...“

„Vortrefflich! Sie kommen unter der Maske der Freundschaft zu mir...“

Niels Johannsen unterbrach ihn energisch:

„Die Sache ist zu ernst, um Phrasen zu gestatten. Ich will Ihnen den Sie betreffenden Satz wiederholen. Vielleicht verstehen Sie, wenn Sie hören, was Sie nur flüchtig gelesen zu haben scheinen. Hier: Mit diesem unaufgeklärten Vorgange in jener unheil-schwangeren Nacht wird jetzt von der Jama ein naher Verwandter des Verschollenen in Verbindung gebracht, an dessen Schuld indes um so schwerer zu glauben ist, als er sich in der Küstengegend, wenn auch nicht ungeteilter Freundschaft, so doch der allgemeinen Achtung erfreut und als sehr begüterter Besitzer eines reichen Markthofes an dem Verschwinden des längst abgefundenen Bruders kein ernstliches Interesse hatte.“ — Das ist, Diert Skagen, der Stil der echten, verschleiern und andeutenden Tageschronik. Zuerst ist, vorsichtig, von einem ‚Verwandten‘ des Verschollenen die Rede, dann, scheinbar nebenher, thatsächlich aber, um sich die volle Wirkung doch nicht entgehen zu lassen, von dem Bruder...“

„Der ich sein soll...?“

„Mit dem Sie gemeint sind. In einem Hauptsatz wird Ihnen bestätigt, daß Sie sich allgemeiner Achtung erfreuen, im ominösen Nebensatz wird Ihnen der Zweifel an Ihrem Charakter ausgewischt, dessen Besonderheit befremdlicherweise die Uebertragung freundschaftlicher Neigung auf Sie verhindern. Es wird Ihnen, immer mit der gleichen Zweideutigkeit, nach-gesagt, daß für Sie kein ‚ernstliches‘ Interesse vor-lag, und im selben Atemzuge und mit dem gleichen einschränkenden Worte für alle Welt ausgesprochen, daß an Stelle ‚ernstlicher‘ Interessen natürlich auch verborgene hätten leidend sein können.“

„Sie haben das gut erklärt, Herr Pastor. Darf ich fragen, ob Ihre Auslegung sich mit Ihrer eignen Meinung deckt?“

„Sie wollen damit fragen, ob ich die von dem Artikel aus dem Hinterhalt gegen Sie erhobene An-schuldigung teile?“

„Ja.“

Johannsen war von der Ruhe des Bauern etwas überrascht. Aber er schüttelte langsam den Kopf.

„Nein, Diert!“

„Zu Ihrem Glücke!“ brauste der Bauer jäh auf.

Johannsen wehrte ihm beruhigend.

„Wenn ich das geglaubt hätte, Diert Skagen, ich hätte keinen Finger um Sie gerührt. Nicht um einen Schuldigen, sondern um einen Schuldlosen zu warnen, habe ich mich aufgemacht. Um meiner toten Freunde, um meiner Gemeinde, um Ihrer selbst willen, Skagen, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Sie von dem thörichten, aber gefährlichen Klatsch in Kenntnis zu setzen und Sie aufzufordern, Schritte, unverzüglich Schritte dagegen zu thun. Solche Gerüchte greifen um sich wie die Pest, und es muß rechtzeitig und energisch Hand angelegt werden, ihnen den nährenden Boden zu entziehen. Und, Diert, hören Sie auf mich: thun Sie das, thun Sie das sofort.“

„Sie sind besorgter um mich, als ich annehmen konnte, Herr Pastor. Und ich glaube Sie auch zu verstehen. Sie wollen mir raten, gegen den Unsinn, vielleicht gegen die Zeitung, die ihn verzeichnet, klag-bar zu werden?“

„Das wollte ich.“

„Bemühen Sie sich nicht! Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und der elende Klatsch ist mir gleich-gültig.“

„Er heftet sich trotzdem an Ihre Fersen.“

Diert Skagen stand auf und stopfte sich mit nervös zitternden Fingern eine Pfeife. Seine grauen, wetterleuchtenden Augen schweiften zum Fenster hinaus und blieben dann wieder höhrend auf dem Besucher haften.

„Eine Frage, Herr Pastor: Was würden Sie thun, wenn man eine Zeitungsinsamie gegen Sie zu richten beliebte?“

„Sie können sich sagen, daß ich nach dem Ihnen gegebenen Rats auch selbst handeln würde.“

„Und wenn...“

Diert Skagen unterbrach sich, rieb ein Schwefelholz und setzte seine Pfeife in Brand. Er that ein paar tiefe Züge und blies den Rauch in dichten Wolken vor sich hin.

„Herr Pastor Johannsen, der Verleumder schießt seine Pfeile aus einem Versteck, das hundert Schlupf-winkel und ebensovielen Ausgänge hat. Würde ich mit dem Gerichte hineindringen und den Schützen suchen wollen, so würde er nicht zu finden oder nicht mehr da sein. Ich verzichte also darauf, einer Bosheit nach-zujagen, die nicht faßbar ist, die mich außerdem gleich-gültig läßt, und die mir nicht den Schoß an meinem Rode befudeln kann.“

Johannsen erhob sich indigniert.

„Ich wollte, die Zukunft gäbe Ihnen recht. Wenn aber, wie ich fürchte, Ihre Indolenz bestraft werden sollte, so mögen Sie daraus die Lehre ziehen, daß niemand, der sich wehren kann, seinen guten Ruf in den Staub zerren lassen soll.“

Er griff nach seinem Hute.

„Und Ihnen, Herr Pastor, wird nach diesem Aus-gang unsrer Unterredung die andre Lehre nahe liegen, daß niemand sich in Sachen mischen soll — die ihn nichts angehen!“

Niels Johannsen maß bedauernd und verächtlich das entartete Kind seiner Gemeinde, das auch dem lautersten Wohlwollen gegenüber den Ton schmähender Abweisung fand.

Er wollte gehen.

Aber Diert Skagen vertrat ihm wie zufällig den Weg.

„Ich habe nach dem Grundsatz: ‚Was dich nicht brennt, das blase nicht!‘ bereits ein Jahr lang ge-handelt oder, besser gesagt, geschwiegen. Sonst hätte wohl auch ich eigenartige Gedanken offenbaren können.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will es Ihnen erläutern, Herr Pastor Jo-hannsen. Ich bin mit dem über mich in Umlauf be-findlichen Gerüchte insoweit einverstanden, als auch ich das plötzliche Verschwinden meines Bruders als

nicht mit rechten Dingen zugegangen erachte. Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß ein Gerücht nicht aus den Fingern gezogen und nicht aus der Luft ge-griffen werden, sondern immer nur auf einer wenig-stens in gewissem Sinne vorhandenen Grundlage ent- stehen kann. Diese Grundlage wäre in diesem Falle — Sie sehen, daß auch ich durchaus logisch folgern kann — der Umstand, daß das Verschwinden Peters in weiten Kreisen als rätselhaft und unnatürlich auf- gefaßt worden ist. Bei dem Suchen nach einer Auf- klärung ist es den Grüblern vielleicht ergangen wie mir. Ich habe zuerst auch an das gedacht, was wohl die natürlichste Erklärung böte: an einen Unfall Peters. Er konnte, sagte ich mir, auf den Deich gestiegen, vom Sturme herabgeschleudert, von den Wogen erfasst und von der Ebbe weit ins Meer hinaus fortgerissen sein. Das mochten sich manche andre wohl auch gesagt und dabei beruhigt haben. Mir ging das eine Zeit so. Dann trat der Gedanke an mich heran, den jetzt das Gerücht aufgenommen hat, daß an dem Blöden ein Verbrechen begangen sein könnte. Die Mutmaßung hat sich nach und nach zur Ueberzeugung in mir ver- stärkt, und das Gerücht dürfte meines Erachtens keines- wegs schlechthin lügen, sondern sich nur eines Irrtums schuldig machen hinsichtlich der Person...“

Der Pastor war im höchsten Grade überrascht.

„Sie glauben an ein Verbrechen...?“

„Ohne Einschränkung: ja!“

„Sie haben sogar einen bestimmten Verdacht?“

„Auch das.“

„Mit greifbarer, ernst zu nehmender Begründung?“

„Ja.“

Niels Johannsen sehte sich nochmals.

„Es ist Ihre Pflicht, Diert Skagen, ernstlich zu prüfen und zu wägen. Haben Sie das aber gethan, so haben Sie schwörend vor den Richter und vor Gott zu treten und den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Ich will nicht in Sie dringen, nicht in Ihr Geheimnis; nur das eine bitte ich Sie, mir zu be- stätigen: Ihr Verdacht trifft niemand aus meiner Gemeinde, nicht wahr?“

„Doch.“

Der Geistliche senkte einen Moment das Haupt.

„Geben Sie Gott, daß Sie sich irren. Prüfen Sie, Diert, ehe Sie das Herzeleid in ein Haus tragen, aus dem es nicht wieder weichen würde nach Schuld- oder Freispruch.“

„Sie sollen mir helfen, Herr Pastor. Ihnen werde ich den Namen nennen, schriftlich, morgen früh — oder heute noch, und Sie selbst sollen entscheiden, ob das Gericht Recht sprechen oder der Schlag von Mör- derhand diesmal getroffen haben soll, ohne von der Sühne je erreicht zu werden.“

Pastor Johannsen schob den Holzstuhl zurück, verneigte sich stumm und trat bedrückt den Heim- weg an.

Diert Skagen lachte schneidend hinter ihm her, suchte Papier und Feder und schrieb erregt. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, aber energisch ließ er die Feder über den dünnen, glatten Briefbogen gleiten, und mit festen Zügen setzte er unter die wenigen Zeilen Datum und Namen.

Nach vor Einbruch des Abends traf ein Bote mit dem Schriftstück im Pfarrhause ein. Helge nahm es in Empfang und überreichte es dem Vater.

Johannsen wollte allein sein, trat in seinem Arbeits- zimmer ans Fenster und riß das Couvert auf.

Er las:

„Euer Hochwürden

einen schriftlichen Ausweis zur Anrufung richterlicher Entscheidung zu geben, erkläre ich hiermit: Mein Bruder Peter Skagen ist in der Nacht vom 16. zum 17. Juni vorigen Jahres in Ihrem Hause erschlagen worden. Der Mörder war der Pastor Herr Niels Johannsen.

Holby, den 1. Juli 1893.

Diert Skagen.“

Der Pastor sagte sich an die Stirn.

„Glender!“ schrie er auf.

Sechstes Kapitel.

Weder der Pastor noch seine Tochter hatten in der Nacht nach Empfang des Skagenschen Briefes ein Auge geschlossen. Mit Anbruch des neuen Tages schickte Johannsen Frau Owe mit ein paar Zeilen zu Sophus Markward und ließ ihn um einen Wagen bitten. Er war in den letzten Wochen wiederholt nach Tondern gefahren, um Einkäufe für die Ausstattung seines Kindes zu besorgen. So hatte sein Wunsch auch dies- mal nichts Befremdendes.

Wie ein Bliz aus heiterem Himmel hatte der von dem Bauern geführte Schlag den Pastor getroffen und in sein Haus einen Schmerz getragen, wie er ihn nie zuvor gekannt hatte. Aber er war nicht gesonnen, die ungeheuerliche Befudlung seiner Ehre ungeahndet hin- zunehmen.

„Sei jetzt still,“ sprach er auf seine Tochter ein, als der Wagen vorfuhr, und der Kutscher sich durch

Peitschenknallen bemerkbar machte. „Ich darf mit dem Bewußtsein vor den Richter treten, daß kein Fehl mein Leben verdunkelt, der mich das Walten der Gerechtigkeit fürchten lassen müßte. Ein blind Hassender, nein, nur ein Wahnsinniger, konnte es wagen, mich mit dem Schmutz der unglaublichsten Anschuldigung zu bewerfen. Aber ihm soll sein Recht werden — sein Recht und seine Strafe!“

Der geistliche Herr, der selten aus seiner Gemessenheit herausfiel, flog vor Erregung.

„Adieu für ein paar Stunden, mein Kind. Am Abend bin ich zurück.“

Er trennte sich mit einer Liebkosung, und während der Wagen rasch dahinrollte, stand Helge am Fenster und sah dem Gefährt mit thränenverdunkelten Augen nach. Ihre Hände hingen herab, und die schlanken Finger zitterten. Der grausame Schlag wirkte auf sie um so niederdrückender, als er ihrem jungen Herzenglücke all die Freudigkeit nahm und sie mit einem angstvollen Ahnen fast erdrückte. Eine einzige Trostgestalt erhob sich vor ihren Augen: ihr Verlobter, ihr Ernst, der dem Vater beistehen sollte mit Rat und That, der für den im Innersten gekränkten Mann — und für sie! — eintreten würde mit dem ernstesten, freudigen Eifer der Liebe.

Ernst Dürhus war auf seinem Bureau und begrüßte den Geistlichen, der seine Bedrückung nicht verbergen konnte, fragend.

„Sieh mich an, mein Junge,“ forderte der Pastor in heißer Aufwallung, „ob ich aussehe wie einer, der ein beladenes Gewissen unter glatter Maske zu bergen vermöchte! Ein Bube hat die Feder gegen mich angeseht, um mich mit einem Striche aus der Reihe der Ehrlichen zu beseitigen und mich zu brandmarken als einen Verworfenen! Sieh mich an, Jung, und sag, daß du glaubst!“

„Lieber Vater, dir muß etwas Schlimmes begegnet sein,“ sagte Ernst beunruhigt. „Aber . . .“ er schüttelte den Kopf, und über seine Züge flog gleich darauf ein Vächeln. „du bist bei deinem Sohne, Vater, der dich verehrt und liebt und niemals auch nur an die Möglichkeit eines von dir begangenen Unrechtes glauben könnte. Eine Bubenhand kann sich gegen dich ausstrecken, das wohl! — aber dich brandmarken? Unmöglich, unmöglich! Du bist erregt, du siehst zu schwarz. Komm, Vater — dein alter Plaz; ich seh' mich zu dir. So! — Na, weißt du, man kennt dich gar nicht wieder.“ Und plötzlich kam wieder die Unruhe über ihn, und ein lebhaftes Interesse drängte die Frage hervor: „Im Ernste, Vater, bist du, der über jeden Zweifel erhaben ist, thatsächlich von einem Buben beleidigt worden?“

„Ich bin's!“

Des Pastors Hand fuhr in die Tasche und holte den Brief Stagens hervor.

„Erinnerst du dich des halb blöden Menschen, den ich in mein Haus genommen hatte und der seit einem Jahr daraus verschwunden ist?“

„Ja, ich habe in der Zeitung auch eine Notiz gelesen, die den Großbauern, den Bruder des Verschollenen, ziemlich unverblümt in Verdacht zu ziehen sucht.“

„Der selbe Bauer erklärt, die Notiz irre sich lediglich in der Person. Da — lies!“

Dürhus nahm das Schriftstück und durchflog es. Möhlich sprang er auf.

„Schurke!“ rief er hervor. „Ah! Jetzt begreife ich. Das mußte passen. Das erschüttert auch mich. Kalt und dürr spricht er's aus! Aber der Mensch ist verrückt; seine Bosheit ist Wahnsinn! — Komm zur Ruhe, Vater. In diesem Wische halten wir den elenden Verleumder in der Hand!“

Der Pastor atmete schwer.

„Ich wollte dich ersuchen . . .“

„Weiß schon, weiß schon,“ fiel Ernst Dürhus ein. „Für Selichter seinesgleichen sorgt der Staatsanwalt. Er soll nicht lange auf sich warten lassen. Wir indes — für uns liegt keine Veranlassung vor, uns weiter zu quälen; durchaus keine. Darf ich den Wisch gleich behalten? Ich habe ein solches Dokument noch nicht gesehen. Herrgott, was ist die Welt schlecht! Den Staatsanwalt Carlsten in Flensburg — du weißt wohl, daß das in unserm Fall zuständige Landgericht dort seinen Sitz hat — habe ich schon wiederholt als einen sehr energischen Herrn kennen gelernt, mit dem schlecht Kirichen essen, der aber für solche Galunken gerade der Rechte ist. Machen wir kurzen Prozeß, Vater! — Eine Zigarre gefällig? Hat dir die letzte Sorte geschmeckt, die ich dir besorgt habe? Hier habe ich übrigens auch noch eine andre, Sumatra mit Savanna-Deckblatt, pikant, aber doch leicht. Ich mag das schwere Zeug selbst nicht. Ich sehe, du hast als echter Raucher die Streichhölzer auch heute nicht vergessen.“

Johannsen lächelte trübe. „Ich fühle mich etwas beruhigt, nun ich mich ausgesprochen habe,“ entgegnete er, „und die Sache in deinen Händen weiß. Was ein Galen werden will,

krümmt sich beizeiten. Das hat sich traurig bewahrt an diesem Gliede einer geraden, ehrenhaften Familie. Er war als Knabe zügellos und ist es als Mann noch erhöht. Ich bin übrigens froh, Ernst, daß meine Tochter sich einen Juristen ausgesucht hat. Ich wäre sonst ratlos gewesen und auf den Gedanken, den Staatsanwalt anzurufen, gar nicht gekommen. Ist eine Beleidigung — und weiter liegt doch wohl nichts vor? — denn nicht Sache der Privatklage?“

„Das kommt sehr darauf an, lieber Vater.“ Ernst war froh, daß der verleumderischen Schandthat die am tiefsten verletzende Spitze abgebrochen schien, und lenkte durch eine sachliche juristische Erörterung die Unterhaltung noch weiter in ruhiges Fahrwasser. „Die Verfolgung der einfachen Beleidigung,“ führte er aus, „namentlich, wenn sie geringfügiger Natur ist, geschieht allerdings im Wege der Privatklage. Aber auch der Staatsanwalt ist — ich will dir sogar den Paragraphen der Strafprozessordnung nennen, der ihm sein Verhalten vorschreibt; es ist der Paragraph 152 — zur Erhebung der öffentlichen Klage verpflichtet, sobald gerichtlich strafbare Handlungen in Frage stehen, und für diese zureichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen. Diesen tatsächlichen Anhalt giebt in unserm Falle die von seiten Stagens gegen dich erhobene schriftliche Anschuldigung. Auch der gegen Beleidigungsprozesse denkbarste eingenommene Staatsanwalt könnte hier die Verfolgung, schon in Rücksicht auf die Tragweite der Beschuldigung — der schwersten, die sich erfinden läßt — nicht von sich weisen, ganz abgesehen davon, daß es sich durch deine Stellung als Geistlicher um die Wahrung eines augenfällig wichtigen öffentlichen Interesses handelt. Zu erwägen bleibt für uns also nicht die Zuständigkeit der Staatsanwaltschaft, sondern nur die Frage, wie weit die Klage auszu dehnen, mit andern Worten: auf Grund welches Paragraphen des Strafgesetzbuches sie zu erheben ist. Ich für meinen Teil bin der entschiedenen Ansicht, daß in dem Falle Stagen eine Beleidigung in schwerster Form vorliegt, welche die Anwendung auch des strengsten Paragraphen wohl rechtfertigt. Das ist der unter 187. Entschuldigende!“

Der Anwalt ging an einen Bücherschrank und kam mit dem Strafgesetzbuch zurück.

„Der Paragraph lautet — ich bitte, ihn dir vorlesen zu dürfen.“

„Wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen andern eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren und, wenn die Verleumdung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft.“

„Den noch folgenden Absatz über die Strafherabsetzung bei Annahme mildernder Umstände kann ich fortlassen; er kommt für uns schwerlich in Betracht, da der Bauer seine Beschuldigung mit vollster Ueberlegung schriftlich niedergelegt hat . . .“

„Erlaube einen Augenblick,“ fiel Johannsen ein, der auch als schwer Gefränkter unwandelbar gerecht blieb. „Diese mildernden Umstände geben mir doch zu denken. Würde nicht eine Strafmilderung darin gefunden werden, wenn der Bauer trotz allem in Erregung gehandelt hätte?“

Ernst Dürhus zuckte die Achseln.

„Der Nachdruck ist darauf zu legen, ob er wider besseres Wissen gehandelt hat. Wird das konstatiert, und zugleich damit die Schwere der Beschuldigung erwogen, so dürfte ernstlich von mildernden Umständen nicht die Rede sein.“

„Wider besseres Wissen,“ wiederholte der Pastor nachdenklich. Er erzählte von seinem Besuche bei Stagen, wie er geglaubt habe, dem über den Bauern umlaufenden Gerüchte gegenüber dessen Interesse wahren zu sollen, und wie Stagen erst im letzten Augenblicke den Spieß umgedreht habe.

„Natürlich, vollbewußt, zu seiner eignen Verteidigung,“ folgerte Dürhus lebhaft.

„Nein, Ernst, ich will so weit nicht gehen,“ sagte Johannsen entschieden. „Wider besseres Wissen — nein, das glaube ich nicht. Zu seiner Verteidigung: ja. In der Erregung: ja. In der Ueberreizung: ohne Zweifel. Aber mit voller, teuflischer Absicht: nein.“

„Lieber Vater, du ehrst dich selbst, wenn du deinen Gegner schonst; aber deine Güte ist diesmal am unrechten Plaz.“

„Das hat weiter keine Gefahr. Ich will nicht eine Ueberreizung mit einer solchen erwidern; darum: vermeide, wenn es geht, diese harte Formel: wider besseres Wissen.“

Der junge Anwalt gab ungern nach, blätterte wieder in dem Strafgesetzbuch und sagte etwas bestimmt:

„Hm, dann müssen wir diesen Paragraphen ganz fallen lassen und uns auf den vorhergehenden be-

schranken. Freilich kann man das ja auch thun, ohne dadurch — hm . . .“ er sah einen Moment abgelenkt umher — „ohne dadurch — der weitergreifenden Sühne vorzubeugen. Ergiebt die Verhandlung doch die Aussage wider besseres Wissen, so wird das Gericht von selbst auf die schärfere Ahndung überzugehen wissen. Bestehen bliebe ja auch noch die Möglichkeit — hm — einer Irreleitung Stagens. Wie das Gerücht ihn belästigen konnte, so wäre ja immerhin ein andres zur Belastung eines andern denkbar, und durch Mißverstehen oder halbes Erfassen wäre ja selbst der widersinnige Schluß auf dich nicht einfach abzuweisen . . . Also gut! Paragraph 186. Er weicht im Grunde auch nur wenig ab. Willst du hören? Er besagt:

„Wer in Beziehung auf einen andern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriftwerken, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Geldstrafe bis zu eintaufendshundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.“

Johannsens strenges Rechtlichkeitsgefühl verlangte, daß er den Paragraphen noch einmal selbst, Wort für Wort wägend, durchlas. Dann reichte er das Buch dem Anwalt wieder hinüber.

„Danach stelle den Antrag.“

Dürhus klappte das Buch zu und warf es auf seinen Schreibtisch.

„Na, wie du wünschst! Und nun wieder das Gesicht hell und die Sorge fortgejagt. Meine arme Helge. Oder weiß sie nicht . . .?“

„Sie hat selbst gelesen. — Wie lange wird sich das Verfahren hinziehen?“

„Das läßt sich schwer bestimmen — ein paar Monate, denk' ich, werden darüber ins Land gehen.“

„Du sollst eine makellose Braut heimführen, mein Junge; so lange wird die Hochzeit aufgeschoben.“

„Aber Vater!“ protestierte der Ueberrasschte. „Kein Mensch in der ganzen Welt könnte dich oder Helge bestehlen . . .“

„Es bleibt dabei, mein Sohn.“

„Nein, nein, laß dich umstimmen,“ drängte Dürhus. „Alle Welt soll mich beneiden um meine Braut und um meinen zweiten Vater, den keine freche Lüge zu verunglimpfen vermag . . .“

„Es würde ein Schatten auf euer junges Glück fallen, und das soll nicht sein. Es bleibt dabei. Begleite mich zu deinen Eltern. Sie werden auf meiner Seite stehen.“

„Ich erhoffe das Gegenteil, Vater!“

Im Elternhause des jungen Anwalts gestaltete sich die Scene noch einmal bewegt. Aber gerade die sanfte Mutter pflichtete unerwartet Niels Johannsen bei und erreichte, daß die Vertagung der Hochzeit gegen den Wunsch des Bräutigams zum Beschluß erhoben wurde.

Die Ausarbeitung des Antrages auf Strafverfolgung Dietrich Stagens nahm den Anwalt bis zum späten Nachmittag in Anspruch. Dann fuhr er im Wagen des Schwiegervaters mit nach Holby hinaus und suchte angesichts der verstörten Braut ruhig und heiter zu erscheinen.

Siebentes Kapitel.

Der Richter am Amtsgericht Tondern stand an einem der verstaubten Fenster seines Kabinetts und musterte ungeduldig den dicht bewölkten Himmel. Ein heftiges Gewitter entlud sich über die Stadt; strömender, hageluntermischter Regen häuete Straßen und Häuser in einen grauen Schleier, der Donner grollte und krachte ununterbrochen, Blitze durchleuchteten grell die fast abendliche Dunkelheit.

Der Amtsrichter war verdrießlich. Das Unwetter konnte gut und gern noch eine Stunde andauern, und so lange durfte er nicht daran denken, nach seiner ziemlich entfernten Wohnung sich auf den Weg zu machen. Daheim wartete die Frau mit dem Essen, sein Magen knurrte unzufrieden, die aus der Schule gekommenen Kinder mußten warten gleich ihm — es war ärgerlich. Hätte er sich entschließen können, gleich nach der Sitzung aufzubrechen, ohne erst in die Zustellung der Flensburg'schen Staatsanwaltschaft in Sachen Johannsen contra Stagen sich zu vertiefen, so wäre es jedenfalls möglich gewesen, sein Heim vor Ausbruch des Wetters zu erreichen.

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und nahm von neuem das staatsanwaltschaftliche Schriftstück zur Hand. Eine sinnlose Frechheit, diese Anschuldigung des obstinaten Bauern gegen Niels Johannsen, den Pastor von Holby!

Der Richter fuhr sich mit den Fingern durch das leicht ergraute Haar und ließ die Hand schwer auf die Aktien fallen. Dietrich Stagen? Stagen? Er erinnerte sich dunkel des alten Großbauern dieses Namens.



Zur Jahreswende. Originalzeichnung von Hans Kaufmann.

der in der nordfriesischen Marsch einen ausgezeichneten Ruf genossen und als einer der reichsten unter den schwerwiegenden Marschbauern gegolten hatte. Aber der sollte ja wohl längst tot sein — er meinte, davon schon vor Jahren gehört zu haben. Der war dieser Dierk also jedenfalls nicht; wäre dem alten Ehrenmann ja auch nicht zuzutrauen gewesen. Also dann sein Sohn, sein Erbsolger. Hm! Der Amtsrichter tupfte sich vor die Stirn. War vielleicht nicht ganz richtig bei dem jungfriesischen Dickkopf, sonst — Ach, Biddsim! Niels Johannsen und ein Mord! Lächerlich: der Pastor, der als einer der humansten und beliebtesten Geistlichen des Marschlandes bei jung und alt bekannt war — und ein solches Verbrechen...! Die Phantasie eines hirnverbrannten Bauern trieb doch wunderliche Blüten.

Der Staatsanwalt Carlsen beantragte, im einleitenden Verfahren den Bauern alsbald zu vernehmen. Der Amtsrichter blätterte das Verzeichnis der bereits anberaumten anderweitigen Termine durch, stellte eine langwierige Wegegstreitfrage zur und ordnete die Vernehmung Sagens auf den 17. Juli an. Da der Gerichtsschreiber trotz des Unwetters das Bureau bereits verlassen hatte, entwarf der Richter, nach einem nochmaligen Blick auf die im Regen schwimmende Straße, eigenhändig das Konzept der Ladung, versah es mit dem Vermerk „Gito“ und ließ es dem Untergebenen zur Ausführung auf sein Zimmer legen. Dann eilte er, als das Sturzbild draußen nachgelassen hatte, mit aufgekrempten Beinkleidern und hochgeschlagenem Kragen seinem Heim zu.

Dierk Sagen fand sich zu dem angeordneten Termin pünktlich ein, drückte sich auf dem niedrigen, halbdunklen Korridor eine Stunde lang wartend herum und wurde endlich vorgerufen. Er trat langsam und mit Haltung ein.

Der Amtsrichter vernahm ihn kalt, geschäftsmäßig, und diktierte zwischendurch dem Gerichtsschreiber das Protokoll.

Nach Erledigung der ersten Formalitäten eröffnete der Amtsrichter dem Beschuldigten, welche strafbare Handlung ihm zur Last gelegt werde.

„Sie haben den Geistlichen Ihrer Gemeinde, den Pastor Niels Johannsen in Holby, eines schweren Verbrechens schriftlich bezichtigt, und der Betroffene hat bei der Staatsanwaltschaft den Strafantrag wegen Beleidigung gestellt, beziehungsweise durch seinen Rechtsanwalt stellen lassen. Ich fordere Sie zu der Erklärung auf, ob Sie die Beschuldigung aufrecht erhalten, einschränken oder zurücknehmen wollen.“

„Herr Amtsrichter, ich halte die Beschuldigung aufrecht und trete den Beweis der Wahrheit an.“

„Sie wiederholen also an Gerichtsstelle, was Sie schriftlich bereits zum Ausdruck gebracht haben?“

„Ja.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß eine Einschränkung Ihrer Anschuldigung bei der eventuellen Strafbemessung mildernd wirken würde.“

„Ich verzichte.“

„Womit wollen Sie die Beschuldigung begründen?“

„Durch Zeugenaussagen und eine eigne Äußerung des Herrn Pastors.“

„Worin besteht die eigne Äußerung des Pastors?“

„Herr Pastor Johannsen hat einem Zeugen gegenüber sein Bedauern ausgesprochen, daß er meinen Bruder am Tage seines Verschwindens mit einem Spaten mißhandelt habe.“

„Was verstehen Sie unter ‚mißhandelt‘?“

„Mit dem Spaten geschlagen.“

„Was schließen Sie daraus?“

„Daß mit diesen Schlägen meinem Bruder eine Verletzung beigebracht wurde, die seinen Tod herbeiführte.“

„Sie beantworten meine Fragen so sicher und gewandt; haben Sie sich das alles zurechtgelegt?“ forschte der Richter.

„Ich habe hier in Tondern Gymnasialbildung genossen und dürfte die Fähigkeit behalten haben, auf eine verständliche Frage eine verständliche Antwort zu geben,“ entgegnete der Bauer ruhig.

„Wer ist der Zeuge, dem Herr Pastor Johannsen die Mißhandlung zugestanden hat?“

„Der ihm befreundete Bauer Ingwers in Holby.“

„Wissen Sie das von Ingwers selbst?“

„Ja. Er hat mir gelegentlich davon gesprochen.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Bei einer zufälligen Begegnung.“

„Ich werde Ingwers laden lassen. — Auf welchen Teil des Körpers wurden die Schläge geführt?“

„Auf den Kopf.“

„Woher wissen Sie das?“

„Von dem Zeugen Ingwers.“

„Hm. Woraus folgern Sie, daß sie tödlich waren?“

„Daraus, daß mein Bruder seitdem nicht mehr zum Vorschein gekommen ist.“

„Nehmen Sie an, daß die Streiche mit dem Spaten den Tod des Getroffenen sofort oder erst nach einiger Zeit herbeiführten?“

„Auf diese Frage vermöchte wohl nur ein Arzt Auskunft zu geben.“

„Kennen Sie eine Veranlassung zu der angeblichen Mißhandlung?“

„Nein.“

„Sehen Sie vorans, daß überhaupt eine besondere Veranlassung vorlag, daß zum Beispiel der Pastor durch Ihren Bruder in eklatanter Weise gereizt worden sein?“

„Das weiß ich nicht.“

„Halten Sie den Pastor etwa für fähig, ohne einen solchen ihn erregenden Anlaß, kaltblütig und mit allem Vorbedacht Ihren Bruder erschlagen zu haben?“

„Ich kann auf diese Frage nichts Bestimmtes sagen. Allerdings hat mich ein etwas auffällender Umstand bei dem Vorgange zu allerlei Gedanken veranlaßt...“

„Welcher Umstand war das?“

„Der Pastor hat am Nachmittag, vor der That, seine Tochter fortgeschickt und damit den einzigen Zeugen aus dem Hause entfernt. Die Tochter ist sogar — es dürfte das sonst überhaupt noch nicht vorgekommen sein — in der Nacht nicht nach dem Hause heimgekehrt.“

„Sie meinen, daß der Pastor die Tochter absichtlich entfernt habe, in wohlbedachter Vorbereitung seines Planes?“

„Ich mache nur auf die merkwürdige Tatsache aufmerksam.“

„Könnte der Pastor den günstigen Umstand der Abwesenheit seiner Tochter nicht auch zufällig zur Ausführung seines Planes — wenn ein solcher in ihm gereift war — benutzt, oder könnte diese Abwesenheit ihn nicht zur Ausführung des Verbrechens überhaupt erst angeregt haben?“

„Ich wage darüber eine Behauptung nicht aufzustellen.“

„Sie halten aber an der Möglichkeit fest, daß tatsächlich ein Mord — vorbereitet oder in Ausnützung einer gebotenen Gelegenheit —, nicht Tötung infolge Mißhandlung vorliegt?“

„Ich lasse die Frage offen, Herr Amtsrichter.“

„Hatte der Pastor an dem Tode Ihres Bruders irgend ein naheliegendes Interesse?“

„Er konnte seiner überdrüssig sein. Mein Bruder lag ihm beständig auf der Tasche.“

„Wieso das?“

„Ich hatte ihn aus dem Hause gejagt, weil er alles auf den Kopf stellte und zu nichts nütze war. Der Pastor mochte sich in der Annahme, aus dem Verkommenen einen brauchbaren Menschen zu machen, getäuscht sehen und die fühlbare Beschwerde seines Haushalts lästig empfinden.“

„Dann konnte er sich seiner aber doch in anderer, durchaus legaler Weise entledigen. Aber gleichviel, wir kommen hier nicht zu einer abschließenden Feststellung. Es ist auch nicht nötig und kann der Thätigkeit des Untersuchungsrichters, wenn dieser in Aktion treten sollte, vorbehalten bleiben. Als feststehend, oder doch mindestens naheliegend, ist nach Ihrer Meinung zu erachten, daß der Pastor Johannsen vorsätzlich oder durch einen unglücklichen Zufall Ihren Bruder getötet und durch heimliche Beseitigung der Leiche die Spuren seiner That aus der Welt zu schaffen gesucht hat?“

„Ja.“

„Aber dann sollte er so thöricht gehandelt haben, durch unvorsichtige Reden ohne alle Veranlassung später sich selbst bloßzustellen?“

Der Bauer schweigend achselzuckend.

„Das will mir nicht einleuchten,“ fuhr der Richter fort, „aber lassen wir auch dies beiseite. Es ist Ihnen bekannt, daß Herr Pastor Johannsen sich überall der aufrichtigsten Achtung erfreut?“

„Ja.“

„Ermeßen Sie danach auch wohl, daß niemand Ihrer Anschuldigung Glauben beimessen wird, wenn Sie nicht in Konsequenz Ihrer Aussage den Mord direkt nachweisen?“

„Diesen Nachweis will ich zu führen versuchen.“

„Ah?“

„Ich stelle die Behauptung auf, daß Herr Pastor Johannsen den Erschlagenen nachtschlitterweise in seinem Garten begraben hat.“

Der Amtsrichter fuhr überrascht auf.

„Begründen Sie!“

„Durch drei einwandfreie Zeugen habe ich erfahren, daß der Pastor spät in der fraglichen Nacht tatsächlich in seinem Garten in verdächtigster Weise gearbeitet hat.“

„Könnte das nicht Zufall sein?“

„Durch Berichte meines Bruders habe ich die Gewohnheiten des Pastors kennen gelernt, und diese widersprechen einer bloßen Zufälligkeit durchaus.“

„Inwiefern?“

„Herr Pastor Johannsen geht regelmäßig um neun Uhr abends zur Ruhe. Ohne ganz besondere Veranlassung würde er sich nicht in der Nacht im Garten zu schaffen gemacht haben.“

„Um welche Zeit soll er gesehen worden sein?“

„Eine halbe Stunde vor Mitternacht.“

„Und Sie meinen: zu dem Zwecke, um den Toten heimlich zu bestatten?“

„Ja.“

„Bedenken Sie auch, daß eine einfache Nachgrabung zu dem Nachweis der völligen Unhaltbarkeit Ihrer Anschuldigung führen könnte und voraussichtlich führen würde?“

„Oder zum Gegenteil, Herr Amtsrichter.“

„Sie legen selbst Wert darauf, daß diese Nachgrabung stattfinden?“

„Zu meiner Rechtfertigung, gewiß.“

„Nun, darüber zu befinden bliebe wieder dem Landgerichte vorbehalten, falls dieses auf Grund des einleitenden Verfahrens und auf Antrag des Staatsanwalts wirklich die Erhebung der öffentlichen Klage gegen den Pastor beschließen sollte. Für mich ist noch zu ermitteln übrig, ob die von Ihnen namhaft zu machenden Zeugen tatsächlich die ihnen zugeschriebenen Beobachtungen zu bestätigen im Stande sind. Sind diese Zeugen einwandfrei?“

„Sie sind in der Gemeinde angesehen und mit dem Pastor selbst befreundet.“

„Wie kamen sie so spät in der Nacht an den Pfarrgarten? Soviel ich weiß, liegen doch die Gehöfte in der Dorfschaft sehr zerstreut?“

„Der Sturm hatte sie auf den Deich geführt; sie hatten die Absicht, nach dem Stande der Flut zu sehen. Da keine ernstliche Gefahr zu drohen schien, lehrten sie im Holbher Wirtshaus, schrägüber dem Pastorat, zu einer Partie Dreikart ein und entfernten sich um die angegebene Zeit.“

„Nennen Sie mir die Zeugen mit Namen und Stand. Erstens?“

„Sophus Martward, Bauer wie ich und gleichfalls zur Gemeinde Holby gehörend.“

„Zweitens?“

„Peter Hansen, Bauer.“

„Drittens?“

„Sören Sörensen, Kaufmann.“

„Das heißt: der Krämer des Ortes?“

„Ja.“

„Wohnt er in der Nähe des Thatortes?“

„Nein. Zehn bis fünfzehn Minuten entfernt, wie die beiden Großbauern auch.“

„Haben alle drei Ihnen ihre nächtliche Beobachtung selbst mitgeteilt?“

„Nur Sören Sörensen.“

„Wie kam das?“

„Ich war einen oder zwei Tage nach dem Sturme bei ihm, um etwas einzukaufen, und erzählte beiläufig, ich hätte den Sturm von Anfang an nicht für gefährlich gehalten und mich wie gewöhnlich ruhig schlafen gelegt. Darauf hielt er mir entgegen, es hätte doch höllisch geblasen — sein eigener Ausdruck, Herr Richter — und auch der Pfarrer wäre bis spät wachgehalten worden, da er noch kurz vor Mitternacht, merkwürdigerweise grabend, im Garten gesehen worden sei.“

„Gab der Kaufmann zu erkennen, daß er selbst den Pastor gesehen habe?“

„Ja. Er nannte unaufgefordert, lediglich gesprächsweise, auch die andern Zeugen.“

„Ich muß noch eine Frage an Sie richten: Werden Sie bei der Belastung des Pastors von irgendwelchen persönlichen Interessen geleitet?“

„Ich habe nur das eine Interesse, das Verschwinden meines Bruders aufgeklärt zu sehen.“

„Sie liebten diesen Bruder nicht und dürften sich feinetwegen nicht bemühen.“

„Nein. Aber ein albernere Gerede hat mich selbst mit dem Verbrechen in Verbindung zu bringen gesucht.“

„Wieso?“

„Ich sollte meinen Bruder in der verhängnisvollen Nacht auf dem Deich getroffen oder ihn dorthin gelockt und in die hoch an den Deich schlagende See gestoßen haben.“

„Ah so. Da wollen Sie mit dem Nachweis des Toten im Garten des Pastors sich energisch des Sie verdächtigenden Geredes erwehren. Das ist begreiflich.“ Der Richter sah ihn scharf an. „Sie sind dem Pastor nicht besonders zugethan?“

„Seine patriarchalische Bevormundung ist vielleicht nicht jedermanns Geschmack.“

„Es ist seine Pflicht, sich um seine Gemeinde zu kümmern. Und Johannsen genießt den Ruf, daß er weit über seine Pflicht hinaus mit erhebendem, alle umfassendem Wohlwollen thätig sei. Er gilt in jeder Beziehung weithin als Vorbild.“

„Meine Interessen vertritt ich selbst.“

Der Amtsrichter brach ab.

„Wir sind für heute zu Ende. Ich werde gleich das Protokoll verlesen lassen und ersuche Sie, wenn Sie mit dem Inhalt einverstanden sind, um Ihre Unterschrift.“

Nach einer Pause von wenigen Minuten begann der Gerichtsschreiber die eintönige Verlesung, fuhr hin und wieder mit der Feder torrigierend in die

Aufzeichnungen und schob dem Bayern am Schluß die Bogen zur Unterzeichnung hin.

„Ich bin entlassen, Herr Amtsrichter?“ fragte Stagen.

Der Richter nickte oberflächlich, nahm ein andres Attenfascikel zur Hand und blätterte gleichgültig.

„Das ist ja ein verzwickter Fall,“ sagte er, als der Bauer fort war, zu dem Sekretär hin. „Ich glaube, der Mann brockt sich da mit heiler Besinnung eine Suppe ein, die ihm die Zunge hollisch verbrennen wird. Weil der hochgeachtete Pastor sich in einer aufregenden Sturmnacht eine kleine nächtliche Bewegungsübung gestattet, soll er einen Toten begraben, einen Ermordeten heimlich beseitigen! Ich bin nur neugierig, welche einfache Erklärung den gespenstersehenden bäuerlichen Dickkopf ad absurdum führen wird. — Hm. Fertigen Sie die Ladung der Zeugen zum — hm — Dreißigsten, vormittags zehn Uhr, aus. Auch für den zuerst genannten Bauern — wie hieß er gleich — richtig: Jugwers.“

(Fortsetzung folgt.)

Sylvesternacht.

Sonnt, setz dich her, wir rücken dicht zusammen,
Nimm dir die Zeit!
Es prasselt wohl im Kamin die Flamme
Uns neue Scheit.
Ich hab' es gern, wenn über Welt und Erde
Sich Schweigen ruht,
Und bin ich hier an meinem stillen Herde,
So ist es gut.

Heute gar! — Bald zeigt des Jahres Ende
Der Stunden Schlag,
Da hält das Herz an dieser großen Wende
Wohl feiertag.
Wenn ein Lichtlein nun die letzte Stunde
Ganz lacht verglimmt,
Dann macht durchs Haus ein stiller Zug die Runde,
Der Abschied nimmt:

Des Jahres Träume, schon im Keim gebrochen
Und ausgeträumt,
Des Jahres Glück, in Last und Lärm der Wochen
So oft verträumt!
Des Jahres Tote, schon vom Glanz der Finten
Den Blick erhell't, —
Sie ziehn noch einmal mit den stillen Stirnen
Durch unsre Welt.

Siehst du sie nicht? Sie zögern auf den Stufen,
Frag nicht, warum —
Schon kühlt die Gasse, und die Glocken rufen,
Die Zeit ist um!
Horch, wie es schallt, und wie die Knaben singen —
Sieb mir die Hand!
Es ist ein Jubel und ein Gläserklirren
Im ganzen Land.

Wir aber wollen unser Antlitz wenden
Zum Herrn der Welt,
Der ewig tren in dreimal heil'gen Händen
Die Wage hält.
Nach Seinem Rat schluß stieg das Jahr hernieder,
Sein ist die Macht —
O kehrt uns oft in Seiner Gnade wieder,
Sylvesternacht!

Deutsche Perlen.

Von
Sigm. Schenkling.

Die Perle mit ihrem sanften Glanz und ihrer milden Farbe hat schon seit den alten Zeiten das Wohlgefallen der Menschen erregt, und es sind in der Weltgeschichte Epochen zu verzeichnen, in denen die Perle als der kostbarste Schmuck, höher als Gold und alle Edelsteine der Welt geachtet wurden. Die Gemahlin des römischen Kaisers Caligula zeigte sich bei festlichen Gelegenheiten fast ganz bedeckt von Perlen, die einen Gesamtwert von über 6 Millionen Mark repräsentierten. Die schönste Perle der Welt soll sich in dem persischen Kronschatze befinden, der Schah Soffi erstand sie im Jahre 1633 für die Summe von 1600000 Franken.

Diese Angaben beziehen sich allerdings auf die sogenannten echten Perlen, die Erzeugnisse der Meerperlmuschel (*Meleagrina margaritifera* L.). Aber auch in vielen andern Schalthieren finden sich Perlen. Theodor v. Hefling, der ein erschöpfendes Werk über die Perlen geschrieben hat („Die Perlmuscheln und ihre Perlen“, Leipzig 1859), führt eine große Zahl von Schnecken und Muscheln an, welche Perlen geliefert haben; dieselben erscheinen zwar meist trübe, schwärzlich und sind darum für den Juwelier von geringerem Werte, für den Naturwissenschaftler bieten sie jedoch ein großes Interesse. Der Verfasser vorliegender Arbeit erinnert sich aus seiner Jugend, in einer Gartenschnecke einst eine Perle von der Größe eines

Rehpostens und von schwarzer, fast glanzloser Farbe gefunden zu haben, dieselbe bot jedoch für den unwissenden Knaben keinerlei Interesse. In Austern sind schon häufiger Perlen entdeckt worden, die denen der Meerperlmuscheln an Schönheit wenig nachstehen; Möbius berichtet von einer solchen, allerdings kleinen Perle, die der Juwelier mit 66 Mark bezahlte, und erst vor kurzer Zeit wurde in einem Hamburger Restaurant von einem Austerneffer in einer holsteinischen Auster eine Perle von mittlerer Größe gefunden.

Obwohl diese lehterwähnten Perlen ebenfalls auf die Bezeichnung „deutsch“ Anspruch machen können, beschränken wir uns in unserm Aufsatz nur auf die Perlen, welche in der Flußperlmuschel (*Margaritana margaritifera* L.) gefunden werden. Die Flußperlmuschel lebt in kleinen Flüssen und Bächen der Nordhälfte Europas, in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Skandinavien und Rußland. Auch in Amerika und Asien kommen Flußperlmuscheln vor, die aber von manchen Forschern als andre Arten angesehen werden. In Deutschland liefert Bayern die meisten Perlen; über 130 Bäche und Flüsse sind hier von der Perlmuschel bewohnt, wir nennen hier nur den Regen mit seinen Nebengewässern Teisnach, Aitnach, Kiebbach und Pradenbach, die Oh, einen Nebenfluß der Riß, und die Erlau, welche in die Donau fließt. Nächstdem enthält in Deutschland das Königreich Sachsen die meisten Perlengewässer; hier ist zu nennen die obere weiße Elster mit ihren vielen Nebenbächen: Mühlhäuser, Teubethaer, Görsch, Schönlinder, Zettenweiner, Ebers- und Trieblerbach. Außerdem sind als Perlengewässer bekannt: Bober, Queiß und Görlitzer Neiße in Schlesien, mehrere kleine Bäche, sogenannte Auen (Wipperau, Almenau, Gerdau, Schwienau), in der Lüneburger Heide in der Nähe von Uelzen, sowie einige Bäche in Schleswig-Holstein, so die Lagsaue bei Hadersleben.

Die Perlmuschel lebt am liebsten in Bächen mit klarem, kühlem, ruhig fließendem Wasser, dessen Kalkgehalt nur ein geringer ist; als Bodengrund bevorzugt sie weichen Sand, der mit Steinen untermischt ist. Hier graben sich die Tiere in den Boden ein, so daß nur das spitze Ende aus dem Sande hervorragt. Oft kommen sie in großen Gesellschaften vor, und zuweilen findet man mehrere Lagen von Muscheln übereinander, die durch eine dicke Sandschicht bedeckt sind. Bei eintretenden größeren Bodenveränderungen, oder wenn das Wasser durch Zuflüsse aus Fabriken und dergleichen verunreinigt wird, unternehmen sie förmliche Wanderungen. Freilich ist ihre Fortbewegung gleich der der sprichwörtlich gewordenen Schnecken eine äußerst langsame, rückwärts geht es vorwärts, und in kurzen Zeiträumen, beinahe nach jedem Ruck, treten längere Ruhepausen ein; um eine Strecke zurückzulegen, die der Länge ihrer Schale entspricht, soll die Flußperlmuschel eine halbe Stunde Zeit brauchen, Verfasser hat aber im Aquarium eine Muschel, eine der Perlmuschel nahe verwandte Art, beobachtet, die zur Nachtzeit in nicht ganz einer halben Stunde einen Weg von 16 cm zurücklegte.

Die Frage nach dem Ursprung der Perlen ist eine sehr alte. Nach einer indischen Sage entspringen in milden Sommernächten dem Himmel zarte Taupfropfen; fallen dieselben in fließende Muscheln, so werden sie von den wärmenden Sonnenstrahlen befruchtet und ergeben die glänzenden Perlen. Zu Deggenborn im Bahrischen Walde, wo früher viele kostbare Perlen gefunden wurden, befindet sich an der Decke der Kirche ein altes Bild, welches darstellt, wie Milch von den Brüsten der Himmelskönigin in Muschelschalen, die von Engeln getragen werden, herabträufelt und sich in Perlen verwandelt. In mehr profaischer Weise hielt man die Perlen für die wirklichen Beine des Muscheltieres, für vertrocknete Blutstropfen, für Eier oder krankhafte Ausscheidungen. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erkannte man die Perlen als ein Erzeugnis der Verteidigung des Muscheltieres gegen fremde Eindringlinge. Solche eingedrungene Körper können bestehen in Sandkörnern, Pflanzenüberresten und allerlei Schmarovertieren, namentlich Eingeweidewürmern und Wassermilben. Diese Eindringlinge üben auf die Haut des Tieres einen lästigen Reiz aus, deswegen sondert dasselbe fortwährend neue Schalenmasse aus seinem Mantel ab, um den Eindringling einzuschließen. Die Perle stellt sich also dar als ein Kern, der konzentrisch von vielen Umlagerungsschichten umgeben ist. Hierbei ist nach v. Hefling für die Perle von großer Wichtigkeit der Ort, wo sie gebildet wird. „Perlen, deren Kerne in derjenigen Gegend des Mantels sitzen, welche die schöne Perlmutterfächer der Schale auskleidet, werden auch diese Perlmutterumlagerung erhalten und also zu sogenannten Perlen von schönem Erscheinen werden; Perlen, deren Kerne in demjenigen Teile des Mantelsaumes sitzen, welcher die Oberhaut- und Stäbchenschicht bildet, werden auch die Struktur dieser beiden sich aneignen, namentlich der letzteren, also zu nicht preiswürdigen Perlen werden.“ Auch die Beschaffenheit des Wassers

ist von Einfluß auf die Güte der Perlen. Keine Perlen können nur in reinem Wasser gebildet werden, dagegen entstehen in unreinen Bächen schlechte, farbige Perlen, denn in solchen unreinen Gewässern erhält das Tier mehr pflanzliche Nahrung, wodurch den Perlen zu viel Farbstoff zugeführt wird.

Sehr häufig kommt es vor, daß die Schalen der Perlmuschel äußerlich in irgend einer Weise verkrüppelt, „gezeichnet“ sind, wenn sie eine oder mehrere Perlen enthalten. So zeigt sich oft auf der äußeren Schalenfläche eine rinnenförmige Vertiefung, welche etwa von der Mitte bis nach dem Rande verläuft; statt dieser Rinne weisen andre Exemplare eine ebenso verlaufende streifenartige Erhöhung auf. Ferner kann die Schalenfläche in der Mitte eingedrückt sein, oder der Schalenrand ist an einer Stelle deutlich eingezogen; endlich kommt bei der Gegenwart von Perlen eine Verkrümmung und Verdrehung der Schale vor, besonders gegen das hintere Ende. Diese äußeren Zeichen hatte man schon in alter Zeit erkannt, und eine behördliche Vorschrift für die Perlfischer im Herzogtum Bayern am Ende des 16. Jahrhunderts verlangte ausdrücklich, es sollen „keine Perlmuscheln außer wolerkhaunntlichen Zeichen“ geöffnet werden. Die Veränderungen der Schale gehen aber nur bei solchen Tieren vor sich, deren Schale bei Bildung der Perle noch nicht vollendet war; dagegen sind an den Schalen keine oder nur sehr geringe Unregelmäßigkeiten wahrzunehmen, wenn die Perlen in fertigen Schalen schon ausgewachsener Tiere gebildet wurden. Es ist daher irrig, aus der Gegenwart solcher Zeichen allein auf die von Perlen schließen zu wollen. — Die Fischer machen häufig einen Unterschied zwischen reifen und unreifen Perlen, indem sie mit ersterem Ausdruck die großen, rein weißen Perlen bezeichnen. Das ist jedoch unrichtig, denn eine weiße Perle kann durch spätere pigmenthaltige Ablagerungen gefärbt, also zur unreifen werden, und eine Perle reift während ihres Aufenthaltes im Tiere eigentlich immer fort; v. Hefling sagt: „Eine Perle, welche kaum unter dem Mikroskope im Mantelgewebe entdeckt wird, ist eben so reif wie eine prachtvolle Perle in der Krone eines Königs.“

Schon die Schriftsteller des Altertums berichten uns über Versuche, die angestellt wurden, um der Natur nachzuhelfen und Perlen auf künstlichem Wege in den Schalthieren zu erzeugen. Was uns Apollonios v. Thyana aus dem ersten Jahrhundert nach Christo darüber erzählt, ist allerdings in das Gebiet der Sage zu verweisen. Nach dem genannten Philosophen „gossen die Küstenbewohner des Roten Meeres Öl in das Wasser, um es zu beruhigen und zugleich dadurch heller und durchsichtiger zu machen; alsdann gingen sie in das Meer, reizten die Muscheltiere durch eine Lockspeise zur Öffnung ihrer Schalen, stachen sie mittelst eines spitzen Instrumentes und fingen den davon auslaufenden Saft in kleinen Gruben eines eisernen Modells auf, worin derselbe zu wirklichen Perlen erhärtete.“

Später versuchte man Perlen zu erzeugen, indem man die Schalen der Tiere verlehete. Diese Methode kannte schon Vinné; er bot im Jahre 1761 dem Könige von Schweden sein Mittel zum Besten des Staates an, da aber dieser nicht darauf einging, verkaufte Vinné sein Geheimnis an den Kaufmann Bagge von Göttingen für 18000 Kupferthaler (zirka 5000 Mark). Was schließlich daraus geworden ist, ist nicht bekannt, ein Altentum aus dem Jahre 1780 berichtet nur, daß die Erben des genannten schwedischen Kaufmanns das Geheimnis öffentlich zum Verkauf boten. Die Methode bestand darin, daß die Schale der Perlmuschel (oder auch anderer Muscheln) mit einem spitzen Pfriemen angestochen wurde, dadurch bildeten sich im Verlauf des Vernarbungsprozesses auf der Innenfläche der Schalen perlartige Auswüchse. Wie es Vinné aber fertig gebracht hat, mit Hilfe dieser Methode „vollkommen runde, erbsengroße, schön glänzende, weiße Perlen mit lichtgrauem Wasser“, wie sie ein Augenzeuge beschreibt, zu erzeugen, ist völlig unerklärlich.

Eine andre Methode der künstlichen Perlenherzeugung besteht darin, zwischen die Schalen des Muscheltieres kleine Fremdkörper, Kugeln von Glas oder Eisenblei, Perlmutterstückchen und andre einzuschleiben. Die Chinesen verschafften sich schon in alter Zeit auf diese Weise Perlen, und noch heute findet die Methode in China Anwendung. Der Italiener F. v. Filippi empfahl 1854, die in und bei den Muscheltieren lebenden Schmaroher genau zu studieren und zu verbreiten, da er annahm, daß dieselben den Anstoß zur Bildung einer Perle gäben, und Küchenmeister machte in demselben Jahre den Vorschlag, eine Art kleiner Wassermilben, die in gewissen Perioden ihres Lebens als Schmaroher in den Muscheln leben, mit der Perlmuschel in Berührung zu bringen. Endlich schlug Pagenstecher vor, in den Mantelrand des Tieres selbst, wo gewöhnlich die Perlen gefunden werden, kleine Glasperlen mit Nadel und Faden einzuziehen und dieselben ohne den Faden zurückzulassen. Dieser Vorschlag ist bisher noch nicht zur Ausführung gelangt.

und es würde sich vielleicht empfehlen, in einer muschelreichen Gegend mit dieser Methode einen Versuch zu machen.

In den flachen Bächen des sächsischen Vogtlandes wird die Perlfischerei einfach auf die Weise gehandhabt, daß der Fischer mit bloßen Beinen in das Wasser geht und die Muschel mit der Hand ergreift und ans Ufer wirft. Tiefere Gewässer werden mit Booten befahren, und die Muscheln werden mittels Stangen, an deren Ende eine Messer Klinge befestigt ist, gespießt. Am Ufer werden die Muscheln geöffnet, die Perle — Notabene wenn eine darin ist — wird vorsichtig herausgenommen und die Muschel wieder ins Wasser geworfen. In einer Muschel findet man gewöhnlich nur eine Perle, mitunter jedoch auch mehr, bis zwölf; auf 100 Muscheln rechnet man eine Perle, auf 2700 aber erst eine gute, und daß die Flußperlmuschel mitunter auch Perlen liefert, die den Seeperlen keineswegs nachstehen, wird jeder zugeben, der die prächtigen Stüde im Grünen Gewölbe zu Dresden gesehen hat.

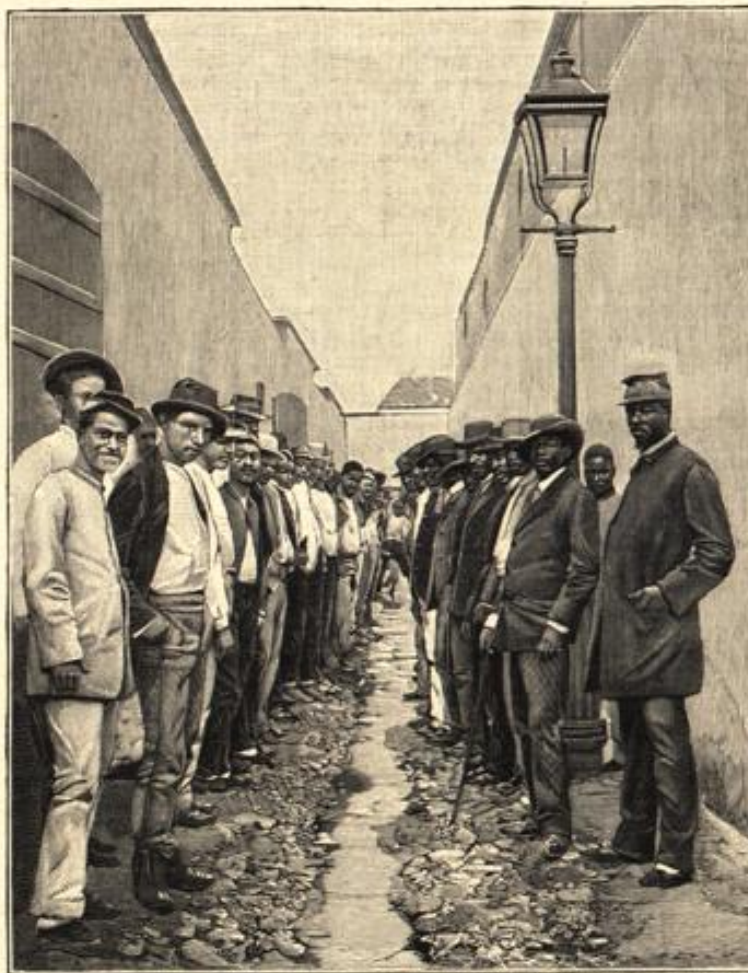
Nachdem die Perlfischerei im Vogtlande längere Zeit fast brach gelegen hatte, ist man neuerdings bestrebt, die eigenartige Kultur wieder zu heben, und daß dieselbe nicht ohne Bedeutung ist, mögen einige statistische Angaben bestätigen. Die sächsischen Perlbäche lieferten in den Jahren 1702 bis 1704 gegen 1000 Perlen; von 1719 bis 1804 war der Ertrag 11286 Stück, von denen die schönsten im Jahre 1805 zu einem Collier von ungefähr 9000 Mark an Wert ausgeführt und an das Grüne Gewölbe in Dresden abgegeben wurden, die übrigen wurden für 21000 Mark nach Wien verkauft. Von 1804—1825 wurden 2558 Perlen eingeliefert, für welche man 6470 Mark löste. Von 1826—1836 erhielt man 1549 Perlen im Werte von 2697 Mark. In den Jahren 1866—1876 war der Ertrag 1958 Stück, davon waren 973 helle Perlen; die den Schalen aufgewachsenen Perlen sind hierbei nicht mitgezählt. 1885 wurden 154 Perlen gefunden, 1886 nur 100 Stück, davon waren 50 helle, 28 halbhelle, 18 verdorbene und 4 Sandperlen. 1893 wurden nur 55 und 1894 gar nur 13 Perlen erbeutet; 1895 kamen 68 Perlen zur Ablieferung, und zwar 21 helle, 22 halbhelle und 25 verdorbene.

Der Wert der Perlen ist abhängig von der Größe, der Form, der Farbe und dem Glanze. Man verkauft die Perlen entweder einzeln oder nach Schnüren. Um sie nach ihrer Größe zu ordnen, bedient man sich einer Büchse mit mehreren wagrechten Scheidewänden, in denen sich Löcher von verschiedener Größe befinden, so daß die kleineren Perlen hindurchfallen und die kleinsten zuletzt in dem untersten Raume der Büchse liegen. Perlen, die als Schmuckstücke getragen werden, verlieren mit der Zeit an Farbe und Glanz; sie werden gelblich und blättern ab, namentlich an den Stellen, wo sie zwecks Durchziehung des Fadens durchbohrt sind, und alle bisher angestellten Versuche behufs Wiederherstellung des Glanzes haben sich in der Praxis nicht bewährt.

Bei der starken Nachfrage nach Perlen und den relativ hohen Preisen derselben ist es ganz natürlich, daß auch falsche, künstliche Perlen, die sogenannten Wachs- oder Fischperlen, in den Handel gekommen sind; dieselben lassen sich zu einem verhältnismäßig geringen Preise herstellen. Sie bestehen aus Kugeln von dünnem Glas, die an der Innenwand mit Perlenschnitzwerk ausgekleidet und dann der besseren Haltbarkeit wegen mit Wachs oder dergleichen angefüllt werden.

Die Perlenschnitzerei, Essence d'Orient, gewinnt man von einem in allen deutschen Flüssen und vielen Seen häufigen Fische, dem an der Unterseite stark silber-

glänzenden Aalelei (Alburnus lucidus Heck). Die Schuppen dieses Fisches werden unter Wasser zerrieben und ergeben eine ölartige, lebhaft silbern schimmernde Masse, die sich schließlich auf dem Boden des Gefäßes absetzt; das Öl wird dann mit Ammoniak gewaschen,



Nach einer photographischen Aufnahme.

Im Gefängnis zu Port-au-Prince (Haiti).

mit Gelatine oder Hausenblase vermischt und mittels eines Pinsels an die Innenseite der hohlen Glasfugeln gestrichen. Um ein Pfund der Silbermasse zu erhalten, sollen gegen 20 000 Fische erforderlich sein. Die silberglänzende Substanz besteht im wesentlichen aus Plättchen von Kalkguanin und Ammoniakflüssigkeit.

Damit würden die eigentlichen Perlen ebenso überflüssig werden wie der Purpur durch das Anilin, und es würde erreicht sein, was überhaupt die Kultur gegenüber den früheren Zuständen kennzeichnet, daß der Mensch das, was er braucht, nicht mühsam in der umgebenden Natur sucht, sondern selbständig nach physikalischen und chemischen Regeln zu Stande bringt.

Haiti.*

Die Negerrepublik Haiti hat sich in letzter Zeit dem friedlichen deutschen Reichsbürger sehr unliebsam in Erinnerung gebracht. In der Hauptstadt Port-au-Prince wurde am 21. September der Kaufmann Emil Lüders, als er sich auf der Polizeibehörde über das unbefugte Eindringen der Polizei in sein Grundstück beschwerte, unter der Beschuldigung, daß er der Verhaftung eines Ruffahrs Gewalt entgegengehe, habe, trotz seiner Erklärung, daß die Aussagen der Polizisten unwahr seien, zu einem Monat Gefängnis und 48 Dollars Geldstrafe verurteilt und sofort abgeführt. Seinen unfreiwilligen, von Schmutz starrten Aufenthalt teilte er mit 200 halbnackten Negern, die wegen Diebstahls, Falschmünzerei, Mord und dergleichen ins Gefängnis gekommen waren. Vergebens legte Lüders Verurteilung ein, die nach dem Gesetz von Haiti Entlassung gewährte, vergebens ersuchte er den deutschen Ministerresidenten Grafen Schwerin um sein Einschreiten. Leider war eben kein deutsches Kriegsschiff zur Stelle, um dessen Forderungen an die haitianischen Behörden den erforderlichen Nachdruck zu geben. Nach fruchtlosen Verhandlungen sah sich Graf Schwerin, durch das freche Benehmen der Neger schließlich veranlaßt, die Frage der Entschädigung und Genugthuung für Lüders dem auswärtigen Amt in Berlin anheimzustellen. Dagegen setzte der Vertreter der Vereinigten Staaten, der mit Lüders und dessen Familie befreundet ist, nach einigen Schwierigkeiten dessen unbedingte Freilassung durch. Es ist tief beschämend, daß der deutsche Reichsbürger Lüders dem Gesandten der Union das verdankt, was der Vertreter des Deutschen Reiches nicht erreichen konnte: die Freilassung aus willkürlicher Gefangenschaft. Nachträglich erst konnte ein deutsches Kriegsschiff sich auf den Weg machen, um die Herren Neger von Haiti Mores zu lehren.

Die Negerrepublik Haiti ist hervorgegangen aus einer französischen Kolonie, im westlichen Teile der zweitgrößten Insel der Antillen, Haiti oder, wie sie früher meist genannt wurde: Hispaniola. Der Nationalkonvent der französischen Republik hatte schon 1794 infolge eines Aufstandes der Farbigen auf der Insel ihnen völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den Weißen eingeräumt; die Versuche der Neger, sich völlig loszureißen, erreichten dann 1804 ihren Zweck, seitdem haben die Revolutionen und inneren Kriege kein Ende genommen, nur die Abtrennung des früher spanischen Teils der Insel als Mulattenrepublik Domingo hat sich im

Laufe des Jahrhunderts endgültig durchgesetzt. Die Negerrepublik Haiti hat an 29 000 Quadratkilometer (das ist ungefähr die Größe der preussischen Provinz Posen) und eine Million Einwohner; davon sind neun Zehntel ungemischte Neger, der Rest Mulatten, unter den Fremden befinden sich an 700 Deutsche. Die Umgangssprache der Neger und Mulatten ist ein verdorbener Französisch; als Staats- und Schriftsprache wird das moderne Französisch gebraucht. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 30 Mitgliedern und ein Haus der Gemeinen von 50. Der äußere Anstrich eines zivilisierten Staatswesens mangelt auch sonst nicht; besonderen Wert legt der Haitianer auf glänzende Uniformen. Von einer wirklichen Kultur ist aber wenig zu verspüren. Trotz der katholischen Staatsreligion hängen die meisten Neger ihrem alten Heidentum an; schreckliche Menschenopfer und Anbetung von Schlangen dauern trotz aller Verbote ungeschwächt fort. Die Nachwirkung der Jahrhunderte von Sklaverei zeigt sich vor allem darin, daß die Neger zwar einem kräftigen Herrschertum sich stets unterordnen, aber zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Gesetz viel zu indolent sind. Der Sinn der Frauen ist vor allem auf den Putz gerichtet; unglaubliche Summen werden für Kleider und Hüte neuester Pariser Mode

ausgegeben; an den Fingern und am den Arm tragen sie Ketten von Korallen und andre Schmuckstücken. Aber echt afrikanisch ist



Aus L. Gentil Tuppenhauers Werk „Die Insel Haiti“ (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Haitianische Polizei.

Es gehört allerdings wenig Kennerblick dazu, um eine solche Wachsperle von einer echten unterscheiden zu können. Vielleicht wird es aber, nach einem Ausspruch des berühmten Muschelfenners Prof. Eduard v. Martens, den Physikern bald gelingen, „auch andern, leichter zu erlangenden Stoffen den feinen Oberflächenbau zu geben, welcher den Perlmutterglanz verursacht.

* Wir verweisen den Leser auf das gründliche Spezialwerk „Die Insel Haiti“ von Gentil Tuppenhauer, ehemaligem Generalinspektor der polytechnischen Schule in Port-au-Prince, Leipzig, 1893, Brockhaus. Der reich mit Abbildungen ausgestatteten Arbeit ist auch eine unserer Illustrationen entnommen.



Alle Erinnerungen. Nach dem Gemälde von Rud. Rollet.
Der Hirsch hat die Fährte in den Felsen.

Photographie-Druck von Julius Schone in Berlin.

die Sitte, daß die Frauen durch ihre Arbeit die Familie zu erhalten haben; man rühmt ihnen Befähigung für den Kleinhandel nach. Der Großhandel und besonders der Ausfuhrhandel, namentlich mit Kaffee und Farbehölzern, ist in den Händen der fremden Weihen, trotz aller Erschwerungen, die aus der tiefen Abneigung des Regers gegen den ihm überlegenen Weihen entspringen. Der Weihe muß eine dreifache Abgabe bezahlen, um zum Handel zugelassen zu werden. Grundbesitz kann er nicht erwerben. Vor dem Polizeigericht bekommt er nur selten Recht und Gerechtigkeit, wie der Fall Lüders aufs neue darthut. Bei dem ordentlichen Gericht findet er nur Beamte, die dem Eingeborenen so lange als möglich recht geben gegenüber dem Fremden. Dieser wieder hilft sich, um sein Interesse zu wahren, mit Bestechungen, die besonders bei den Zollbehörden gang und gäbe sind. Der Handel kann unter diesen Verhältnissen in der Hauptsache nur Spekulation sein, und der Weihe magt ja dabei nicht nur sein Geld: unter der steten Anfeindung der Regier, unter ihrer Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit kann er sich nur auf seine eigene Energie verlassen, um den Lohn seiner Anstrengungen und Entbehrungen einzuharben. Mit einem Ausländer, der des ausgiebigen Schutzes seines Vaterlandes entbehrt, glauben die Regier, in denen die Erinnerung an ihre Befreiungskämpfe fortlebt, ungestraft anspringen zu können wie sie wollen. Ihnen imponieren nur die Feuerkräfte der gepanzerten Kriegsschiffe; sie sind eben Wilde geblieben unter dem oberflächlichen Firnis französischer Kultur.

Neujahr.

Das Stundenglas der Erdenzeit
Ein Körnchen rann zur Ewigkeit,
Es hob in Liebe, Schmerz und Lust
Ein Atemzug die Weltenbrust.

Wie klein ein Jahr im Schoß der Zeit
Und doch wie reich an Freud' und Leid!
Wie heiß ersehnt, wie froh begrüßt,
Mit wie viel Thränen oft gebüßt!

Hier küßt es eine Knappe auf,
Dort hemmt es eines Lebens Lauf.
Hier tritt es strahlend in ein Haus,
Dort lösch es alle Freude aus.

Es leert und füllt, es giebt und nimmt,
Wie ew'ge Weisheit es bestimmt,
Es eilt dahin in wilder Hast
Und hält bei Glück und Not nicht Rast.

Wohl dem, dem solch ein Erdenjahr
Ein Schritt zum klaren Frieden war,
Der durch der Tage Lust und Leid
Die Wege fand zur Ewigkeit.

Anna Ritter.

„Bahn frei!“

(S. 277.)

Da oben in dem hochgelegenen Bergdorf herrscht der Winter bereits mit vollster Strenge, aber auch in vollster Pracht. Tief verschneit die ragenden Firnen, tief verdeckt die braunen, niedergelegten Häuser und Hüschchen, die Matten und Wege. So ist's aber der lieben Dorfjugend gerade recht, darauf hat sie sich schon lange gefreut. Und wenn just ein schulfreier Nachmittag ist, oder sonst eine passende Stunde sich zeigt, dann geht's hinaus mit Fahrzeugen gar verschiedenster Art, hin, wo die Straße in breiten Windungen zu Thal sich senkt.

Unser Bild führt uns mitten in solch munteres Treiben, dem es auch an allerlei, mit bestem Humor aufgenommenen Zwischenfällen nicht mangelt. Eben ist ein solcher eingetreten: der Seppel hat mit dem Loisl „umg'leert“ und dem Hannesl: und dem Andresl ist's grad so ergangen. Hinter ihnen aber schreit der, ebenfalls mit „Hinterlass“, nachfolgende Mattis ein helles, warnendes „Bahn frei!“, das jedoch gegläubte Aufmerksamkeit auf Nichtbefolgung hat. Der nächste Moment verspricht vielmehr ein neues, höheres „Gaudi“ für die kleine Schar belustigter Zuschauer, zu denen auch der Thomasl gehört, der in gesicherter Position, schlaun rückwärts blinzeln, vergnügt der Dinge harret, die da kommen werden.

Eine Heiratsvermittlung.

Novelle

von

Lenka von Egidy.

I.

Es war an einem Vormittag im Januar Unter den Linden in Berlin. Ein stattlicher jüngerer Offizier in der Uniform der Garde dragons hatte mit kühl höflichem Gruß an einer elegant gekleideten, älteren Dame vorübergehen wollen, welche ihm jedoch begegnet war. Zu seinem nur schlecht verhehlten Erstaunen wurde er von derselben angesprochen: „Ah, Graf Hasberg! Ich habe mir schon lange gewünscht, Sie einmal wieder zu sehen; gestatten Sie, daß ich ein Stück mit Ihnen umtehere? Wie geht es Ihnen eigentlich?“

„Nun so passabel, meine gnädigste Frau!“ erwiderte der Angeredete etwas gedehnt; auf seinem Gesicht stand dabei deutlich geschrieben: Was will denn die?

„Sie haben sich so ewig lange nicht mehr bei mir blicken lassen, daß ich fürchte, Sie haben meinen jour fixe am Donnerstag ganz vergessen!“ fuhr die Dame

fort. „Ich habe jetzt besonders nette Gesellschaft in meinem Hause und glaube, Sie würden es nicht bereuen, wenn Sie uns ein paar Stunden schenken wollten.“

„Ich zweifle keinen Moment, daß man sich ganz vortrefflich bei Ihnen unterhält,“ antwortete Hasberg verbindlich, aber mit einer gewissen Steifheit. „Die geselligen Ansprüche, die an unsereinen gestellt werden, sind jedoch so groß, daß...“

„Daß man lieber wo anders hingehet, als zu einer alten, etwas heruntergekommenen Freundin seiner Mutter, die eine Familienpension hält!“ unterbrach ihn Baronin Tich ohne alle Schärfe im Ton, während ein Lächeln über ihr scharfgeschnittenes, kluges Gesicht flog. „Nichts liegt mir ferner, als Ihnen dies übel zu nehmen und ich verstehe vollkommen, daß Sie sich über meine Zudringlichkeit wundern. Gerade herausgesagt, mein lieber Graf, ich habe eine Frau für Sie, deshalb ist es notwendig, daß Sie zu mir kommen.“

„Nanu!“ rief der Rittmeister, halb amüsiert und halb geärgert. „Wohl eine von Ihren Amerikanerinnen? Die locken mich nicht und wenn auch ein ganzer Berg von Dollars dahintersteht. Zum Courmachen scharmant, aber zum Heiraten — das läuft zu oft schlecht ab.“

„Es ist eine Deutsche!“ fiel die Baronin eifrig ein. „Brillant erzogen, bildhübsch, eine halbe Million selbständiges Vermögen...“

„Markt?“ fragte der Graf etwas verächtlich.

„Nein, Thaler, und das ist ja nur das Vermögen, was sie von den Großeltern geerbt hat. — Die Mutter starb früh — der Vater ist auch noch steinreich!“

„Und wie kommt es denn,“ erkundigte sich Hasberg ironisch, „daß diese Perle, dieses Unikum auf der Suche nach einem Freier ist?“

„Sie ist gar nicht auf der Suche,“ erklärte Frau von Tich. „Ich habe sie vorigen Sommer in Rissingen kennen gelernt und jetzt ist sie mit ihrer sehr würdigen Tante für einige Wochen nach Berlin gekommen, um Theater und Konzerte zu besuchen und Malfstunden zu nehmen. Wenn die beiden Damen unser Gespräch jetzt hören könnten, würden sie wahrscheinlich voller moralischer Entrüstung schleunigst abreißen.“

„Wie heißt sie denn? Natürlich nicht von Familie?“ fragte Hasberg kurz.

„Eva Lindner; klingt doch sehr hübsch und anständig, nicht? Reiche, sehr angesehene Fabrikantenfamilie aus Schlesien.“

„Christin?“ fragte der Graf noch einmal, dann fügte er schnell hinzu: „Es kann mir zwar ganz egal sein, denn ich denke nicht daran —“

„Aber natürlich!“ rief die Baronin lebhaft. „Glauben Sie denn, daß ich es wagen würde, Ihnen eine Jüdin vorzuschlagen?“

„Neine gnädigste Frau, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich weiß nicht recht, wie Sie überhaupt auf die Idee gekommen sind, mir jemand vorzuschlagen!“

Hasberg sprach in etwas gereiztem Ton. „Wenn Sie annehmen, daß mir das Messer dermaßen an der Kehle sitzt, daß ich mich à tout prix schnell reich verheiraten muß, so sind Sie schlecht informiert, — so schlimm steht es noch lange nicht mit mir.“

„Aber mein verehrter Graf! Wie können Sie nur eine einfache Sache so falsch auffassen! Ich habe zufällig ein entzückendes und dabei sehr wohlhabendes Mädchen in meinem Hause und mache Sie darauf aufmerksam, aus freundschaftlichem Interesse! Daß Sie kein armes Mädchen nehmen können, weiß ich natürlich, aber es ist durchaus nicht erforderlich, daß einem das Messer an der Kehle sitzt, wie Sie sagen, um zu dem Entschluß zu kommen, Eva Lindner zu heiraten.“

„Ich bin sicher, daß Sie sich an der Bekanntschaft erfreuen würden, auch wenn Sie nicht an eine Heirat denken. Nächsten Donnerstag will ich etwas tanzen lassen; wollen Sie nicht kommen? — Ich muß jetzt umtehere,“ fügte sie stehenbleibend hinzu und reichte ihm die Hand zum Abschied. „Nun, darf ich auf Sie hoffen?“ fragte sie noch einmal beinahe schmeichelnd.

„Vielleicht!“ erwiderte Hasberg leicht. „Aber keine Fußangeln legen, bitte! Ich habe noch gar keine Lust, mich an den Altar schleppen zu lassen!“

Die Baronin wehrte lächelnd ab und entfernte sich schnell. Hasberg ging langsam und nachdenklich weiter.

Also war es doch wahr, wovon er in den letzten Jahren ab und zu hatte munkeln hören, daß die Familienpension der Tich zu einer Art Heiratsbureau höheren Stils ausgeartet war! Ob er sich die Geschichte einmal ansah? Darauf eingehen durfte man natürlich nicht! — Die arme Tich war vom Leben hart mitgenommen worden und durfte man es ihr nicht zu sehr verargen, wenn sie im Kampf um ihre Existenz zu ungewöhnlichen Mitteln gegriffen hatte.

Gegen den Willen ihrer Eltern hatte sie vor dreißig Jahren als hübsches und geistreiches Mädchen die Heirat mit Alfons von Tich durchgesetzt, um in einem Leben voll Kummer und Elend diesen Schritt zu bereuen.

Tich war ein eleganter und liebenswürdiger Offizier, aber ein moralisch verkommener Mensch gewesen und

mußte bald nach seiner Verheiratung wegen Spielschulden den Abschied nehmen; von da an ging es schnell bergab mit ihm und vor zwölf Jahren hatte er sich in Monaco erschossen, während seine Frau mit ihrer damals achtzehnjährigen Tochter Melanie sich in Berlin kümmerlich durch die Erteilung von Unterricht und Handarbeiten ernährte. Bald darauf starb auch Regierungsrat von Waldow, der Vater von Frau von Tich; die Erbschaft, welche dieser zufließ, war aber so unbedeutend, daß ihre materielle Lage dadurch wenig gebessert wurde. Die energische Frau beschloß sofort, mit der kleinen Barschaft etwas anzufangen, was ihr und der Tochter einen Veruß geben und eine sichere Existenz verschaffen würde; sie mietete ein hübsches Haus im Tiergartenviertel und eröffnete eine elegant eingerichtete Familienpension. Sowohl ihr ausgesprochenes Talent zur Führung eines großen Haushalts als auch ihre mannigfachen Verbindungen mit der großen Welt kamen ihr dabei vortrefflich zu statten. Eine ihrer treuesten Gönnerinnen, bis zu ihrem Tode vor fünf Jahren, war Gräfin Hasberg gewesen, die Mutter des Rittmeisters, und sie hatte nie Wort haben wollen, daß ihre einstige Jugendgespielin durch ihre schweren Schicksale auch in moralischer Beziehung heruntergekommen war; leider hat das Unglück, wenn es durch die Schlechtigkeit nahestehender Menschen verursacht wird, selten einen veredelnden Einfluß auf den Charakter, ganz besonders, wenn es stete pekuniäre Sorgen mit sich bringt. Frau von Tich hatte entschieden Erfolg mit ihrer Pension, aber eine sorglose Existenz war es freilich auch nicht und mit dem Zurücklegen für ihre alten Tage ging es nicht so schnell, als sie wünschte. Ihr Haus wurde hauptsächlich von Ausländern frequentiert, besonders von Amerikanerinnen; eine Freundin in New York verschaffte ihr genaue Auskunft über die Vermögensverhältnisse und die gesellschaftliche Stellung ihrer überseeischen Gäste, eine Information, welche in der neuen Welt viel leichter zu erlangen ist, als bei uns. Bei der ersten Verlobung, welche in ihrem Haus zwischen einem amerikanischen Goldschmied und einem vornehmen, aber armen deutschen Offizier zustande gekommen war, hatte sie lediglich aus echt weiblichem Wohlgefallen an der Sache mitgeholfen. Bald nach der Hochzeit war sie in Geldverlegenheiten gekommen und hatte den jungen Ehemann um ein Darlehen von einigen Tausend Mark gebeten, was ihr widerstandslos bewilligt wurde; sie vermochte dann nicht gleich die Summe zur Rückerstattung aufzubringen, wurde niemals gemahnt und dachte bald nicht mehr daran, das Geld zurückzugeben. Bald kam ihr die Idee, daß sich auf diese Weise ohne große Mühe ganz hübsche Summen verdienen ließen und mit vielem Geschick und großer Vorsicht setzte sie die Thätigkeit als Heiratsvermittlerin fort; ihrer großen Menschenkenntnis hatte sie es zu verdanken, daß sie sich noch kein einziges Mal in der Wahl ihrer Klienten verrechnet und der Ruf ihrer Pension nicht unter diesen Geschäften gelitten hatte.

Der dreißigjährigen Melanie war allerdings der neue Erwerbszweig ihrer Mutter kein Geheimnis geblieben und sie litt schwer darunter. Von klein auf waren ihr die Augen geöffnet worden für die Nachteile der menschlichen Existenz; physisch und moralisch eine Schattenpflanze, war das bedauernswerte Mädchen ihres Lebens nie recht froh geworden.

Sehr groß, überklank und bleich, mit hellem, glanzlosem Haar, scharfblickenden grauen Augen, feinen Zügen, aber etwas herabgezogenen Mundwinkeln, war sie eine zweifellos distinguierte Erscheinung, welche aber niemand sympathisch genannt haben würde.

Bei den Gästen im Hause nicht annähernd so beliebt als die viel liebenswürdigere, lebhaftere Mutter, — „our dear Baroness“ wurde die letztere von den titelsüchtigen Fremden genannt, — hatte sich in Melanie das bittere Gefühl festgesetzt, eine Art Aschenbrödelrolle zu spielen und nicht einmal eine sehr nützliche, denn sie wurde von der praktischeren, leistungsfähigeren Mutter meist beiseite geschoben, wenn sie helfen wollte.

Eine kurze Zeit in ihrem Leben hatte es gegeben, als auch in Melanies Herzen eine Ahnung aufdämmerte, daß es ein Glück giebte, welches alles um uns herum verwandelt und die Erde zum Paradiese macht. Vor mehr als elf Jahren war das gewesen, damals, als der junge Graf Hasberg öfters ins Haus gekommen war, teils durch seine Mutter dazu veranlaßt, teils auch, weil er den Verkehr in der Pension amüsiert gefunden hatte. Er unterhielt sich gern mit Melanie, er war der einzige gewesen unter den zahlreichen Offizieren, welche im Hause aus und ein gingen, der ihr, der unscheinbaren Haustochter, mehr Aufmerksamkeit erwies als den schillernden Zugvögeln, denen gegenüber Melanie oft bitteren Reiz empfand. Dann war er nach und nach seltener gekommen und schließlich, nach dem Tode seiner Mutter, ganz weggeblieben. Vielleicht hatte er es gemerkt, was Melanie für ihn empfand und hatte, bei seiner vollkommenen Gleichgültigkeit ihr gegenüber, diese Neigung nicht befestigen wollen. Melanie war sich stets klar darüber gewesen, daß eine

Heirat zwischen ihr und Hasberg ausgeschlossen war, denn er war der zweite Sohn seiner Eltern und das ganze, sehr bedeutende Vermögen der Familie steckte im Majorat; aber ein junges Mädchen, welches zum ersten Male liebt, fühlt sich durch diese Liebe selbst beglückt, auch ohne Hoffnung, und erst nach und nach war ihre anfänglich reine und selbstlose Neigung für Hasberg von bitteren und unedeln Gefühlen überwuchert worden. Sie hatte sie ihn aus den Augen verloren, nie war sein Name in ihrer Gegenwart genannt worden, ohne daß sich ihr Herz zusammenzog. Als zufällig einmal davon gesprochen wurde, daß er ein Verhältnis mit einer der bekanntesten und beliebtesten Berliner Operettensängerinnen haben solle, hatte sie sich deren Adresse verschafft und war an den Abenden, wo die Sängerin nicht auftrat, oft stundenlang vor ihrem Hause auf und ab gegangen, um zu sehen, ob er zu ihr kam. So wußte sie auch jetzt, daß dieses Verhältnis noch fortbestand.

II.

Die Baronin war sehr vergnügt nach Hause gekommen und suchte sofort ihre Tochter auf. Von Natur mittheilend, war es ihr zur Gewohnheit geworden, dieser alles zu erzählen, was sie beschäftigte; dabei ließ sie sich aber von Melanie nicht im geringsten beeinflussen, so daß oft sehr unerquickliche Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Tochter entstanden.

Sie ließ sich in Melanies kleinem, halbdunkeln Hinterzimmer, in welches nie ein Sonnenstrahl fiel, auf den einzigen bequemen Stuhl nieder und fragte erst leise:

„Ist jemand nebenan?“

Melanie schüttelte den Kopf.

„Du, ich habe einen Mann für Eva Lindner!“ fuhr sie immer noch leise in triumphierendem Tone fort. Die Mundwinkel der Tochter zogen sich noch tiefer herab.

„Du wirst dich mit deinen Intriguen noch ganz unmöglich machen.“

„Ach, Unfinn!“ erwiderte die Baronin noch immer gut gelaunt. „Sei doch froh, wenn es mir wieder gelingt! Was ist denn Schlimmes dabei? Was jeder Mutter, jeder Tante erlaubt ist: — ein bißchen bei einer Verlobung zu helfen, warum soll ich das nicht thun dürfen?“

„Weil du es für Geld thust!“ stieß die Tochter heraus.

„Höre Melanie, du bist heut wieder einmal unausstehlich!“ rief die Mutter nun auch ärgerlich. „Ich habe dir oft genug auseinandergelegt, weshalb ich es für kein Unrecht halte. Du solltest dankbar sein, daß ich für unsre Zukunft Sorge!“

„Wen hast du denn für die kleine Lindner?“ fragte Melanie gleichgültig, nur um das Gespräch von dem ihr peinlichen Thema abzulenken.

„Ernst Hasberg. Paßt famos, nicht?“

Melanie war viel zu sehr gewöhnt, sich zu beherrschen, um den heftigen Schreck zu verraten, der sie durchfuhr. Eine Weile war sie still, dann brachte sie mühsam heraus: „Warum gerade den, Mutter?“

„Weil er der Richtige ist!“ erklärte Frau von Tiek eifrig. „Liebes Kind, es ist gar nicht so leicht, in diesen delikaten Sachen keinen Mißgriff zu thun! Hasberg wird ganz gewiß nicht herumlaufen und den Leuten erzählen, daß ich ihm eine reiche Frau angeboten habe. Erstens hat er dazu zu viel Rücksicht für mich und zweitens leuchtet es ihm selbst genügend ein, daß es das Allergeringste für ihn wäre.“

„Ist er denn darauf eingegangen?“ fragte Melanie mit stocndem Atem.

„Nun, so ganz nicht, aber ich denke, er wird kommen und sich Eva ansehen. Das Weitere findet sich dann schon, sie ist ja so hübsch.“

Melanie zermarterte ihr Gehirn, um etwas zu finden, was ihre Mutter von dem für sie entsehligen Plan abbringen konnte, gerade Hasberg mit Eva zusammenzubringen. „Er soll ein Verhältnis mit Bella Sardon haben!“ warf sie endlich ein. Sie wagte nicht mehr, die Mutter anzusehen; merkte diese denn gar nicht, wie ihr zu Mute war?

Die Baronin ließ sich nicht irre machen. „Ein Grund mehr für ihn, sich baldmöglichst zu arrangieren“, bemerkte sie ruhig. „Die Person hat ihm ein rasendes Geld gekostet, die Geschichte spielt seit Jahren und er hat sie sicher satt, kann aber nicht loskommen. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß er tüchtige Schulden hat und wenn sein Bruder ihn nicht herausreißt, kann es wohl sein, daß er eines schönen Tages um die Ecke geht. Der Majoratsherr ist schundgeizig und wird keine Opfer für ihn bringen, umso mehr, als er bis jetzt keinen Sohn, sondern nur zwei kleine Mädchen hat, für die er aus den Einkünften des Majorats spart, soviel er kann. Dabei ist Ernst Hasberg ein reizender Mensch, einer unserer elegantesten Kavaliere, Eva wird sich zweifellos in ihn verlieben, wenn er ihr die Cour macht und ich bin sicher, daß sie ausgezeichnet zusammenpassen.“

Einen Moment kam der gequälten Melanie der Gedanke, sich ihrer Mutter anzuvertrauen und sie anzusehen, ihr nur dies eine nicht anzuthun, sie würde es nicht mit ansehen können, es war unerträglich, — aber schon und verschlossen wie sie war, dabei nicht einmal sicher, ob die Mutter, die so wenig Verständnis für sie hatte, sie nicht auslachen würde, brachte sie die Worte nicht über die Lippen. Und so gingen die beiden Damen auseinander, ohne daß die sonst so scharfblickende Baronin geahnt hatte, was im Herzen der Tochter vorging.

Einige Tage später besuchte Hasberg mit einem jüngeren Kameraden eine Vorstellung im Opernhaus. Die beiden Herren traten erst kurz vor dem Schluß des ersten Aktes in eine Loge des ersten Ranges und sobald der Vorhang niedergelassen war und die Lichter im Zuschauerraum hell aufstrahlten, begann Lieutenant von Langen eifrig mit seinem Opernglas die Gesellschaft zu mustern und Hasberg allerhand Bemerkungen zuzulüftern, die diesen sehr zu amüsieren schienen; sie veranlaßten ihn aber nur selten, sein Glas auf eine der angegebenen Persönlichkeiten zu richten.

Endlich sagte Langen: „Na, Rittmeister, Sie sind aber gehörig blaßiert! Kaum, daß Sie sich die Menschen ansehen, und warum geht man denn sonst in die Oper?“

„Ihre Bonmots über die Gesellschaft sind mir spaßhafter als die Leute selbst!“ erwiderte Hasberg. „Wenn Sie, wie ich, diese Berliner Welt seit einem Duzend Jahren kennen, würde sie Ihnen auch nicht mehr so hochinteressant vorkommen. Uebrigens, wenn Sie mir etwas wirklich Hübsches zeigen können, da bin ich auch kein Unmensch!“

„Dann sehen Sie mal dort schräg gegenüber im ersten Rang den Kottkopf! Donnerwetter, je länger ich hinsehe, desto entzückter bin ich!“ rief Langen, indem er unverwandt hinüber sah.

„Kote Haare sind mir fatal!“ sagte Hasberg, richtete aber doch sein Glas nach dem angegebenen Platz. „Kothaarige Frauenzimmer haben immer einen schlechten Charakter.“

„Wenn die einen schlechten Charakter hat, dann will ich mich mit Wonne von ihr mißhandeln lassen!“ rief Langen begeistert aus.

Hasberg hatte nun auch die besprochene Dame entdeckt. Was er sah, war ein jugendlich schlanker Oberkörper in einem einfachen weißen Kleide, einen kleinen Kopf, den eine Fülle von welligem, rotem Haar umrahmte, es leuchtete wie flüssiges Metall, Gold und Kupfer gemischt; der Teint war blendend, das Gesicht bildete ein liebliches Oval, die Züge schienen von klassischer Schönheit, doch war die Entfernung zu groß, um es genau beurteilen zu können.

„Ja, die ist reizend, aber vielleicht fernt es!“ meinte Hasberg ruhig.

„Wir müssen sie unbedingt in der Nähe studieren!“ erklärte Langen energisch. „Natürlich gehen wir dann ins Foyer, wenn die lange Pause kommt. Hurra, Graf, unsre Chancen steigen! Da, direkt hinter ihr sitzt die lange Tiek und spricht eben mit ihr! Wo wohnt sie jedenfalls in der Pension Tiek und wir können uns vorstellen lassen; ich will edel sein und Sie dort einführen, wenn Sie Lust haben. Gar kein übles Haus!“

„Ich bin von früher her dort bekannt, glaube aber kaum, daß ich mit hingehen werde“, erwiderte Hasberg kurz. Auch er betrachtete nun unverwandt die reizende Erscheinung. Ob es diese Eva Lindner war, von der die Tiek gesprochen hatte?

„Glauben Sie, daß es eine Deutsche ist?“ fragte er plötzlich.

„Ist schwer zu sagen!“ meinte Langen. „Wahre Schönheit hat immer so was Internationales. Mir ist's auch egal, ich kann ebenso gut englisch oder französisch lieben. Uebrigens sieht die alte Dame neben ihr intensiv deutsch aus; in der Wahl ihres Chaperons hat sie keinen besonderen Geschmack entwickelt; die Mutter kann es kaum sein, sie sieht zu anders aus.“

Der Zwischenakt war zu Ende und die beiden Herren wandten nun ihre Aufmerksamkeit der Bühne zu. Der Gang ins Foyer während der großen Pause war ohne Erfolg, da die drei Damen auf ihren Plätzen blieben; Langen setzte nun seine ganze Hoffnung auf den Schluß der Vorstellung und überredete Hasberg dazu, eine geraume Zeit vor dem Ende des letzten Aktes mit ihm in die Garderobe auf der gegenüberliegenden Seite zu gehen. Mit Argusaugen überwachte er den sich später schnell füllenden Raum; sowie die drei Damen am Eingang erschienen, drängte er sich zu ihnen durch und wandte sich mit höflichem Gruß an Melanie: „Sehr erfreut, Sie einmal wieder zu sehen, mein gnädiges Fräulein! Bitte, gestatten Sie mir, Ihnen in diesem Gemüth bei der Garderobe behilflich zu sein! Darf ich bitten, mich den Damen vorstellen zu wollen?“

Dabei suchte sein Blick das junge Mädchen, an deren Arm sich die kleine alte Dame trampfhaft anhielt. „Herr von Langen — Fräulein Lindner!“ murmelte Melanie schnell, indem sie es unbestimmt ließ, ob damit die alte oder die junge Dame gemeint sei.

Hasberg war dicht herantreten, um den Namen zu verstehen. Also sie war es! In der Nähe vielleicht nicht ganz so schön, aber noch tausendmal anziehender als aus der weiten Entfernung; es lag noch etwas Kindliches über ihrer ganzen Erscheinung. Langen hatte die beiden Damen sofort angerebet und der Graf konnte das junge Mädchen unbemerkt beobachten. Das Haar war märchenhaft; nie wieder würde er etwas gegen rote Haare sagen, nachdem er gesehen, wie schön sie sein können! Auch in ihren großen braunen Augen schien sich etwas von dem goldenen Glanz verirrt zu haben; der Mund war nicht klein, aber schön gezeichnet und ausdrucksvoll und wenn sie lächelte, sah man eine Reihe blendend weißer, fester Zähne. Hasberg ärgerte sich über Langens Zudringlichkeit, wie er es jetzt nannte. Er trat zu Melanie, welche die Mäntel von der Garderobiere in Empfang nahm und half ihr den ihrigen anziehen. Langen bemächtigte sich sofort der beiden anderen Hüllen, in seiner ganzen Art sprach sich die deutlichste Huldigung für die neue Bekanntschaft aus.

Melanie war glücklich! Seit drei Jahren hatte Hasberg zum erstenmal wieder mit ihr gesprochen! — Und Eva schien keinen Eindruck auf ihn zu machen, er hatte sich ihr nicht einmal vorstellen lassen!

Nichts kam ihr gelegener, als daß das junge Mädchen einen andern Verehrer, womöglich Bewerber fand. Verbindlich wandte sie sich jetzt an Herrn von Langen:

„Nächsten Donnerstag soll ein wenig bei uns getanzt werden. Wollen Sie uns nicht die Freude machen, Herr von Langen?“

„Sehr gnädig! Ich werde ganz sicher die Ehre haben!“ erwiderte der Lieutenant mit einem langen Blick auf Eva.

Hasberg ärgerte sich abermals. Einem Impuls folgend, trat er nochmals an Melanie heran und sagte scherzend:

„Nun, und ich, mein gnädiges Fräulein, bin wohl gebeten, wegzubleiben?“

Melanie war rot geworden. „Sie wissen, daß Sie immer willkommen sind, Herr Graf!“ erwiderte sie leise, ohne aufzublicken.

Unten angekommen, nahmen die Damen einen Wagen. Nachdem Eva ihrer alten Begleiterin beim Einsteigen geholfen hatte, sprang sie selbst schnell hinein und setzte sich auf den Rücksitz; es war ihr unangenehm, daß Fräulein von Tiek ihr stets in einer scharf markierten Weise den Vortritt ließ. Melanie nahm den Ehrenplatz an und bemerkte scherzend, aber es klang sehr bitter: „Sie haben ganz recht, es mich fühlen zu lassen, daß ich bedeutend älter bin als Sie!“

„Aber Fräulein von Tiek! Sie fassen das ganz falsch auf!“ stammelte Eva betreten. Was hatte nur diese Melanie gegen sie? Besonders liebenswürdig war sie ja nie gewesen, aber seit einigen Tagen zeigte sie eine ungewöhnliche Bitterkeit ihr gegenüber.

Eva bedauerte dies aufrichtig, denn sie hatte die schwierige freudlose Stellung, die Melanie im Hause einnahm, schnell erkannt und empfand Mitleid und Teilnahme für sie. Nach einer Weile fragte sie schüchtern: „Ach bitte, Fräulein von Tiek, wer war denn der andre Offizier, der große, dunkle, der in der Garderobe mit Ihnen sprach?“

„Rittmeister Graf Hasberg!“ erwiderte Melanie so kurz, daß Eva nicht wagte, das Gespräch fortzusetzen.

Sie seufzte leise. Warum hatte er sich nur ihr und der Tante nicht vorstellen lassen? Er hatte ihr viel besser gefallen als der andre, jüngere, der so überhöflich gegen sie gewesen war; eine so vornehme, ritterliche Erscheinung war ihr noch nie begegnet!

Sie blickte auf die Tante, die sofort im Wagen eingeschlafen war und seufzte noch einmal. Ach, diese gute Tante Lina, sie war so lieb, so seelengut, aber nach Berlin paßte sie gar nicht! Nicht, daß sich Eva ihrer geschämt hätte, aber sie litt darunter, daß das alte Fräulein, die einzige Schwester ihres Vaters, hier keine sehr glückliche Rolle spielte, weil sie trotz Evas Bemühungen in ihrer Erscheinung und ihren Manieren altmodisch und unbeholfen blieb.

Evas Vater war ein self made man bester Art, der eine schöne und hochgebildete Frau aus guter Bürgerfamilie geheiratet und mit ihr in glücklichster Ehe gelebt hatte. Sie starb, als Eva zwölf Jahre alt war und Lindner hatte dann sofort seine unverheiratete Schwester zu sich genommen, um seinem Haushalt vorzustehen. Da er sie jedoch für ungeeignet hielt, das von ihm abgöttisch geliebte Kind zu erziehen und es in der kleinen Stadt, wo seine Fabriken gelegen waren, an guten Lehrkräften mangelte, gab er Eva in eine der ersten Pensionen von Dresden und später noch in eine Schweizer Erziehungsanstalt.

Eva war infolge ihres Liebreizes und ihrer Liebenswürdigkeit überall verhätschelt worden, ohne daß ihr Charakter darunter gelitten hätte; sie war in intime freundschaftliche Beziehungen zu vielen jungen Mädchen aus der großen Welt getreten, hatte diese gelegentlich auch auf längere Zeit besucht, und fühlte sich nun in



Neujahrsglocken. Zeichnung von R. Zauber.



Die kleine Gratulantin. Zeichnung von R. Sauber.

dem kleinstädtischen Kreise des Vaters und der Tante nicht immer ganz wohl, obwohl sie sich dies selbst nicht eingestehen wollte.

Der Aufenthalt in Berlin mit den mannigfachen geistigen Anregungen, welche er ihr brachte, verfehlte das lebhafteste achtzehnjährige Mädchen in Begeisterung.

Aber jetzt war ein leiser Schatten auf ihre strahlende, sonnige Heiterkeit gefallen. Sie war es so wenig gewöhnt, von irgend jemand aus ihrer Umgebung schlecht behandelt zu werden, daß ihr Melanies unfreundliche Haltung ihr gegenüber unerträglich schien. Nachdem sie sich vergebens den Kopf darüber zerbrochen, womit sie dieselbe gekränkt haben könnte, beschloß sie, der Sache einfach auf den Grund zu gehen.

Am nächsten Vormittag pochte es schüchtern an Melanies Thür. Auf ihr „Herein“ war diese sehr erstaunt, Eva eintreten zu sehen, mit einem Strauß lose zusammengebundener, ausgesucht schöner La France-Rosen in der Hand. Etwas befangen trat sie näher und reichte Melanie die Blumen, indem sie mit der ihr eignen, gewinnenden Liebenswürdigkeit sagte: „Sie erwähnten neulich zufällig, daß Sie diese Sorte Rosen besonders lieben, und da habe ich mir erlaubt, Ihnen ein paar mitzubringen. . . Ach, bitte sehr!“ unterbrach sie Melanies Dankesworte, „es ist ja doch eine Kleinigkeit! — Ich habe aber noch etwas auf dem Herzen“, fuhr sie zaghaft fort, indem sie Melanie mit ihren klaren braunen Augen bittend anblickte. „Sie dürfen es mir aber ja nicht als einen Vorwurf für Sie auslegen, wenn ich Sie frage: Haben Sie etwas gegen mich? Habe ich Sie irgendwie unwissentlich verletzt? Es ist mir in den letzten Tagen so vorgekommen. . .“

Evas warme Worte griffen Melanie ans Herz, mehr noch als deren unerwartete, freundliche Blumen-gabe. Wie selten war ihr dergleichen begegnet! Sie war keine unedle Natur und fühlte jetzt eine tiefe Beschämung, daß sie dieses liebe, reizende Mädchen, welches ihr nie etwas zuleide gethan, so heftig beneidet, ja gehaßt hatte. Mit bewegter Stimme erwiderte sie:

„Nein, mein liebes, gutes Kind, ich habe nichts, gar nichts gegen Sie, und Sie können nichts dafür, daß eine tiefe Verstimmung mich so unliebenswürdig Ihnen gegenüber gemacht hat. Ich habe es gar nicht verdient, daß Sie so lieb und gut gegen mich sind. — Aber andre.“ fuhr sie mit wachsender Erregung fort, „welche Ihnen mit der größten Liebenswürdigkeit entgegenkommen, verdienen Ihr Vertrauen noch viel weniger. Ach, wenn ich Sie doch warnen dürfte! Eins muß ich Ihnen sagen: Hüten Sie sich vor den Menschen, die Sie in Berlin kennen gelernt haben und kennen lernen werden! Trauen Sie niemand!“

Sie hatte Evas beide Hände ergriffen und fest gedrückt. Diese hatte erstaunt und verständnislos, aber mit Teilnahme zugehört. Wie verbittert und unglücklich mußte dieses arme Fräulein von Tiel sein, so dachte sie, daß sie ein so starkes Mißtrauen gegen die Menschheit hat! Ohne auf die Warnung einzugehen, erwiderte sie freundlich: „Jedenfalls weiß ich nun, daß Sie es gut mit mir meinen, das erfreut und beruhigt mich sehr.“

Nachdem Eva sie verlassen hatte, verjaunt Melanie in tiefes Nachdenken. Aller Stoll in ihr gegen das junge Mädchen war verschwunden, und sie überlegte jetzt, ob es nicht ihre Pflicht sei, dasselbe deutlicher zu warnen. Aber wie konnte sie das, ohne ihre Mutter bloßzustellen? Eva erschien ihr jetzt zu gut, um wie eine Ware verschachert und nur um ihres Geldes willen geheiratet zu werden. Sie verdiente ein besseres Los.

Ein besseres Los als das, von Ernst Hasberg geheiratet zu werden! — Gab es das auf Erden? — Melanie schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte leise. War es nicht doch bloß Eifersucht, welche ihr vorpiegelte, es sei ihre Pflicht, hier hindernd einzugreifen? Schließlich beruhigte sie sich. Vorderhand kannten sich die beiden ja noch gar nicht, und vielleicht quälte sie sich ganz umsonst, und es würde nie etwas aus diesem unglückseligen Heiratsprojekt ihrer Mutter werden.

III.

Donnerstag abend und der mehrfach erwähnte jour fixe in der Pension Tiel war herangekommen. Melanie, welche diesem Tag mit banger Besorgnis entgegengeblickt hatte, lag mit einer so heftigen Migräne zu Bett, daß Eva, welche sich am Nachmittag nach ihrem Befinden erkundigte, sie kaum fähig fand, sich zu bewegen und zu sprechen.

Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, war das geräumige Wohnzimmer der Pension für die Tanzenden ausgeräumt worden, und in dem angrenzenden großen Salon und dem darauffolgenden Wohnzimmer der Baronin hielten sich die älteren Herrschaften auf. Frau von Tiel wußte, daß die tanzende Jugend, besonders die überseeische, gern unter sich ist, und so waren im Wohnzimmer nur wenig Plätze für die zuschauenden Mütter vorhanden.

Tante Lina saß sehr aufrecht auf einem Sofa im

Salon, die Theetasse, welche ihr präsentiert worden war, krampfhaft in beiden Händen haltend, da bei der modernen Einrichtung kein Sofa Tisch vorhanden war. Sie fühlte sich in dem etwas zu engen, eleganten lila Moirékleid, welches nach Evas Geschmack ausgewählt worden war, sehr unbehaglich, und die Namen der vielen neuen Bekanntschaften, welche ihr die Baronin mit großer Zuvorkommenheit zuführte, wirbelten ihr im Kopf; eben jetzt ahnte sie nicht, ob der Herr, welcher ihr den Kuchen reichte, der Hofschauspieler B. oder der rumänische Gesandtschaftsattaché mit dem langen Namen war! Außerdem war sie unglücklich, weil sie von ihrem Ewchen nichts sah noch hörte, hatte aber doch nicht den Mut, ihren Platz zu verlassen und sich an die Thür zu setzen, wie es einige der älteren Damen gethan hatten, um die Tanzenden beobachten zu können.

Auch Eva fühlte sich in der ihr fast gänzlich fremden und, was Rationalität und Berufsart betraf, selbst gemischten Gesellschaft nicht ganz sicher, aber sie tanzte leidenschaftlich gern, und das hübsche Mädchen fand natürlich übergenug Tänzer.

Eben hörte die Musik auf zu spielen, und sie wurde an ihren Platz zurückgeführt. Als sie ausblickte, sah sie Vangen und Hasberg, die eben gekommen waren, an der gegenüberliegenden Thür stehen; die Augen des Grafen waren mit einem seltsam prüfenden Blick auf sie gerichtet. Zu ihrer Beschämung begann ihr Herz heftig zu schlagen, — was ging sie der fremde Offizier an?

Vangen kam sofort quer durch den Saal auf sie zu, begrüßte sie freudig und bat um den nächsten Tanz. Da sie diesen verlagte hatte, gewährte sie ihm die darauffolgende Française; damit nicht zufrieden, erbat Vangen noch einen Rumbanz mit so markierter Guldung in seiner ganzen Art und Weise, daß es Eva unangenehm berührte. Ziemlich kühl erwiderte sie, es seien keine Tanzarten vorhanden, und da bände sie sich nicht so lange im voraus, um Konfusionen zu vermeiden.

Etwas betreten zog sich Vangen zurück.

Hasberg hatte die kleine Scene von weitem beobachtet, er hatte deutlich gesehen, daß Vangen eine Abfertigung erlitten hatte und freute sich darüber, ohne sich klar zu machen, weshalb. Plötzlich fühlte er eine leichte Berührung an seinem Arm; die Baronin Tiel stand neben ihm.

„Darf ich Sie vielleicht jetzt Fräulein Lindner vorstellen?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen, indem sie nach dem jungen Mädchen hinwies, „dort, die junge Dame in Weiß.“

Hasberg schwankte einen Moment, dann schalt er sich einen Thoren. Vangen hatte ihn nun einmal mitgeschleppt, er hatte ja gar nicht kommen wollen, sondern sich fest vorgenommen, in den Wintergarten zu gehen; jetzt machte er sich doch lächerlich, wenn er sich weigerte, ein so hübsches Mädchen kennen zu lernen, aus Angst vor . . . was denn eigentlich? An Heiraten dachte er ja nicht.

Er verneigte sich leicht und folgte der Baronin. Als Eva die beiden auf sich zukommen sah, fing ihr Herz wieder an, stürmisch zu schlagen. Ob er sich jetzt ihr vorstellen ließ oder der brünetten pikanten Amerikanerin im hochroten Kleid, die in ihrer Nähe saß? Rein, sie kamen zu ihr.

„Leider komme ich sehr spät, mein gnädiges Fräulein,“ begann Hasberg verbindlich, nachdem die Vorstellung beendet war, „kann ich trotzdem noch einen Tanz bekommen?“

„O ja, sehr gern,“ erwiderte Eva freundlich, indem sie sich bemühte, die ihr ungewohnte Befangenheit zu überwinden. „Vielleicht den nächsten Walzer? Allerdings habe ich keine Ahnung, wann er kommt.“

Sie hatte vergessen, daß sie sich nicht gern lange im voraus band.

Der Sitz neben ihr war frei geworden, und Hasberg ließ sich auf demselben nieder, um sich bis zu Beginn des nächsten Tanzes mit ihr zu unterhalten.

Fest entschlossen, sich nicht von Evas Liebreiz besiegen zu lassen, konnte er es doch nicht hindern, daß dieser immer mächtiger auf ihn wirkte; er bemühte sich, ihre Erscheinung, ihr Benehmen einer scharfen Kritik zu unterziehen, und fühlte sich mit jedem Moment stärker angezogen. Eva war nicht nur ein bildhübsches Mädchen, das man mit Vergnügen ansehen mußte, sondern trotz ihrer Jugend eine ausgesprochene Individualität; ihr lebhafter Geist und ihre sonnige Heiterkeit verstärkten auch bei flüchtiger Bekanntschaft tausendfach den Eindruck, den ihre Schönheit gemacht. Als Hasberg sie ihrem nächsten Tänzer überlassen mußte, sagte er sich: „Wenn ich doch dieses reizende Mädel unter andern Verhältnissen kennen gelernt hätte! Der machte ich die Cour auf Tod und Leben!“

Nachdem Herr von Vangen in der ihm zugesagten Française trotz seiner Bemühungen keine Fortschritte in Evas Gunst gemacht hatte, gab er es auf und widmete sich nun ausschließlich der sehr hübschen rotgekleideten Amerikanerin, in der er gefügiges Material

für einen „Kirt“ fand. Als er im besten Zuge damit war, klopfte ihm Hasberg lächelnd auf die Schulter: „Run, Vangen, Sie sind ja Ihrer Flamme recht schnell untreu geworden! Ich denke, Sie wollten sich mit Wonne von ihr mißhandeln lassen?“ bemerkte er ironisch.

„Dazu bin ich auch jetzt noch mit Freuden bereit. Aber sie behandelt mich gar nicht, und das genügt mir denn doch nicht! Uebrigens, mein lieber Graf, scheint mir Ihre Abneigung gegen rothaarige Frauenzimmer auch nicht gerade unüberwindlich zu sein!“

Hasberg wandte sich ab, ohne zu antworten.

Endlich kam der Walzer, den Eva mit Ungeduld und doch mit einer ihr selbst unerklärlichen Bangigkeit erwartet hatte. Als sie aber in Hasbergs Arm, den lodenden Klängen der Musik folgend, durch den Saal glitt, vergaß sie alles, bis auf den Genuß des Augenblickes. Das schöne Paar, dem viele Augen bewundernd folgten, war schon mehrmals um den Saal herumgetanzt, ohne an Aufhören zu denken, als der Graf, im Begriff, einem etwas ungeschickten Tänzer auszuweichen, mit einem seiner Sporen in Evas duftigem Kleid hängen blieb; beide glitten aus und das junge Mädchen stürzte heftig zu Boden.

Hasberg stand sofort wieder auf den Füßen und suchte seiner Tänzerin aufzuhelfen, doch vergebens bemühte sich diese, aufzustehen; mit einem leisen Wehe-laut kniete sie zusammen und wäre nochmals hingefallen, wenn der Graf sie nicht in seinen Armen festgehalten hätte. Zuerst nur beschämt und sehr ärgerlich über den von ihm verschuldeten Unfall, blickte er jetzt mit wachsender Angst in Evas blaßes Gesicht, während er sie auf das nächste Sofa mehr trug als führte.

„Mein Fuß! Ach, Sie konnten ja nichts dafür!“ flüsterte sie mit Anstrengung, Hasbergs besorgte Fragen und Entschuldigungen noch mit einem freundlichen Blick und mühsamen Lächeln erwidend.

Dann sank ihr Köpfchen plötzlich auf seine Schulter, sie hatte das Bewußtsein verloren.

Natürlich war ein allgemeiner Aufruhr in der Gesellschaft entstanden, Tante Lina wurde geholt und stand händeringend und fassungslos da, während Hasberg die Ohnmächtige vorsichtig auf den Divan legte.

Glücklicherweise war schnell ein Doktor zur Stelle, da der alte Hausarzt der Baronin unter den Eingeladenen war. Durch Riechsalz und Eau de Cologne bald wieder zum Bewußtsein gebracht, erklärte Eva, nur am Fuße heftige Schmerzen zu fühlen, und der Sanitätsrat bestimmte, daß sie sofort auf ihr Zimmer getragen werden solle, damit er die Untersuchung des verletzten Gliedes vornehmen könne.

Ohne sich einen Moment zu besinnen, als ob es selbstverständlich sei, daß ihm diese Pflicht zufalle, nahm Hasberg Eva auf seine Arme und trug sie hinaus, vom Arzte, der Tante und der Baronin begleitet. Da die Damen Lindner wegen Mangel an Platz ihre Zimmer in der zweiten Etage hatten nehmen müssen, war seine Aufgabe keine ganz leichte.

„Ich bin gewiß schrecklich schwer, es thut mir zu leid, so viel Umstände zu machen!“ murmelte Eva, als er einen Moment tiefsaufatmend innehielt.

„Ich wollte, ich könnte durch eine schwerere und weniger angenehme Arbeit wieder gut machen, was ich verschuldet habe!“ erwiderte der Graf. „Gnädiges Fräulein, wollen Sie aber so gut sein, Ihre Arme fest um meinen Hals zu legen? Es geht dann viel besser!“

Eva that sofort, was er wünschte, aber mit einem Male waren ihre vorher so bleichen Wangen dunkel erglüht. Hasberg sah es und sein Blut begann heißer und schneller in den Adern zu fließen; kaum konnte er der Versuchung widerstehen, sie fest an sein Herz zu drücken.

Als er sie auf ihr Bett niedergelegt hatte, zog er sich sofort zurück, konnte sich aber nicht entschließen, zur Gesellschaft zurückzukehren, sondern ging auf dem Korridor auf und ab, um das Urteil des Arztes abzuwarten.

Es dauerte nicht sehr lange, bis dieser zurückkam; der Fuß war nicht gebrochen, nur verstaucht, und er hatte Eisumschläge verordnet bei vollkommen ruhiger Lage; ungefähr vierzehn Tage würde Eva auf der Chaiselongue verbringen müssen.

Als Hasberg eine Stunde später auf einem bequemen Lehnstuhl vor dem wieder angefachten Kaminfeuer in seinem Wohnzimmer saß, da er noch keine Lust verspürte, zu Bett zu gehen, bemerkte er plötzlich etwas Glänzendes auf dem Ärmel seiner hellblauen Uniform; als er genauer hinblickte, sah er, daß es eins von Evas Haaren war.

Er nahm den langen, schillernden Faden vorsichtig auf und wickelte ihn um den Finger; lange sah er nachdenklich darauf nieder, dann suchte er sein Taschenbuch hervor und streifte den kleinen Ring sorgfältig ab, um ihn hineinzulegen — plötzlich hielt er inne und stampfte mit dem Fuß auf. „Unfinn!“ murmelte er zwischen den Zähnen und warf das glänzende Ding rasch ins Feuer.

IV.

Zehn Tage waren seit Evas Unfall vergangen; sie konnte wieder ein paar Schritte gehen, mußte aber den größten Teil des Tages noch auf der Chaiselongue liegen, um den verletzten Fuß zu schonen.

Hasberg hatte sich täglich persönlich nach ihrem Befinden erkundigt, er hatte ihr ebenso regelmäßig Blumen geschickt und sie mit Lektüre versorgt — und mit jedem Tage waren seine Besuche länger geworden. Anfangs sagte er sich, daß dies alles einfache Pflichten der Höflichkeit seien, daß er ihre Verletzung verschuldet hatte; aber bald konnte er sich nicht mehr darüber täuschen, daß er sie liebte, wie er es nie für möglich gehalten hätte, noch lieben zu können. Sie für sich zu gewinnen, erschien ihm jetzt als das höchste Glück, was das Leben ihm bieten konnte, aber schwere Bedenken hielten ihn davon ab, um sie zu werben.

Vor allen Dingen war ihm der Gedanke fürchterlich und seinen Ehrbegriffen geradezu zuwiderlaufend, daß die Baronin Tielz ihm Eva als Frau vorgeschlagen und seine Bekanntschaft mit ihr zu stande gebracht hatte; er zweifelte keinen Moment daran, daß sie jetzt eine gewerbmäßige Heiratsvermittlerin war, welche sich für ihre Dienste würde bezahlen lassen. Ja er ging noch weiter und sagte sich, daß eine Frau, die solche Geschäfte macht, vielleicht auch noch zu Schlimmerem fähig sein könnte und daß er sich ganz in ihre Hände geben würde, wenn er sich mit Eva verlobte, da diese und ihre Verwandten um keinen Preis je erfahren durften, in welcher Weise er auf sie, auf ihr Vermögen aufmerksam gemacht worden war.

Er hatte Schulden, er hatte bis jetzt ein notorisches Verhältnis zu einer Dame der Halbwelt gehabt, und wer würde ihm glauben, daß er sich dem jungen Mädchen genähert hatte, ohne daran zu denken, mit ihr ein Vermögen zu gewinnen, sondern nur weil ihr Liebreiz ihn magnetisch, unwiderstehlich anzog?

Es war zum erstenmal, daß er sich in ein unschuldiges junges Mädchen verliebt hatte, und trotzdem er sich seiner gesellschaftlichen Stellung recht wohl bewußt war, fühlte er sich ihrer gänzlich unwürdig; auch war er durchaus nicht sicher, ob sie ihm gut war; sie erröthete wohl, wenn er ins Zimmer trat, aber wie viel oder wie wenig hat das zu bedeuten? Zuweilen hatte er geglaubt, noch andre kleine Zeichen ihrer Zuneigung zu entdecken, aber es ist schwer, einem wohlgezogenen jungen Mädchen ins Herz zu blicken!

Bei seinem heutigen Besuch war Eva dem Grafen ein paar Schritte entgegengegangen, voller Stolz, ihm ihre Fortschritte beweisen zu können. Nun hatte sie sich aber wieder niederlegen müssen und Hasberg sah wie gewöhnlich dicht neben ihrer Chaiselongue. Tante Vina war der bequemste Chaperon, den man sich denken konnte; ihre anfängliche Scheu vor dem „Herrn Grafen“ war geschwunden, obgleich er ihr immer noch sehr imponierte, und sie stolz darauf war, daß er so viel Gefallen an ihrem Wesen fand.

Sie empfand nicht das geringste Bedenken, die beiden allein zu lassen, als jetzt ein Hausmädchen erschien mit der Bitte, daß Fräulein Lindner sich zur Frau Baronin bemühen möchte, es sei wegen der Konzertbillette für nächste Woche.

Hasberg hatte Frau von Tielz auf der Treppe begegnet und begriff sofort, daß diese ihm Gelegenheit geben wollte, mit Eva allein zu sein, um sich zu erklären; er war wütend über diese Einmischung, diese Hülfe — und doch wie gerne hätte er sie benutzt!

„Ich finde, die Tielz könnte sich herausbemühen zu Ihrer Fräulein Tante, anstatt sie holen zu lassen, wenn sie etwas von ihr will!“ bemerkte er in so scharfem Ton, wie Eva ihn noch nicht von ihm gehört hatte.

Begütigend meinte sie, die Baronin sei sonst sehr zuvorkommend. „Sie können sie wohl nicht leiden?“ fügte sie hinzu, mit einem Gefühl von innigem Mitleid für die arme Frau, die das Unglück hatte, ihm zu mißfallen.

„Nein!“ sagte er kurz und sah so finster dabei aus, daß Eva schüchtern in seinem Gesicht forschte. Als er aufblickte und ihre Augen ängstlich und bittend auf sich gerichtet sah, änderte sich sein Ausdruck sofort.

Lieblicher denn je sah sie heute aus in ihrem lichtblauen Hauskleid, ein wenig bleich und angegriffen von dem langen Liegen, aber doppelt anziehend in ihrer Schwäche, zart und durchsichtig wie eine weiße Blume; — ein wahrhaftiges Verlangen erfaßte ihn, sie an sich zu reißen und fortzutragen aus diesem Hause, weit weg, wo er und sie ganz allein sein würden, wo er ihr sagen durfte, wie er sie liebte. Unverwandelt sah er sie an; — Eva wußte nicht, was in ihm vorging, aber es wurde ihr heiß unter diesem Blick und sie wandte den Kopf ab und suchte nach einem Thema, um die gefährliche Pause zu beenden.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, wie sehr ich mich über die schönen Beilchen gefreut habe, die Sie mir heute wieder geschenkt haben.“ begann sie schüchtern, „sie durchduften das ganze Zimmer!“

„Ich wünschte, ich dürfte mehr für Sie thun!“

Wenn ich Ihnen lieber die Schmerzen abnehmen könnte, anstatt Ihnen nur ein paar elende Blumen zu schicken!“

„Aber Sie haben sehr viel für mich gethan!“ unterbrach ihn Eva eifrig. „Sie haben uns vor allen Dingen so viel von Ihrer Zeit geopfert!“

„Geopfert?“ wiederholte der Graf erregt. „Dann möchte ich nur, ich könnte mein Leben mit solchen Opfern zubringen! Ich möchte...“

Er fühlte, daß er mehr sagte als er wollte und durfte, daß er im Begriff war, sich zu verraten, und stand auf.

„Leider muß ich jetzt fortgehen,“ sagte er schnell, seine Stimme klang anders, rauher als sonst. „Verzeihen Sie meine Hast, gnädiges Fräulein, Sie wissen nicht... es ist zuweilen Gefahr im Verzug. Leben Sie wohl!“

Er nahm ihre Hand und preßte sie einen Augenblick gegen seine heißen Lippen, ließ sie aber sofort wieder fallen und ging rasch hinaus.

Evas Herz pochte zum Zerbrechen; hatte sie eben geträumt? Was war das gewesen?

War es möglich, daß dieser Graf, der ihr wie ein Halbgott, hoch über ihr stehend, erschien, sich wirklich etwas aus ihr machte? Von dem Moment an, wo sie ihn zum erstenmal gesehen, war er ihr Ideal geworden und sie hatte ihn seitdem still angebetet, ohne je daran zu denken, daß er ihr näher treten könnte; mit achtzehn Jahren braucht man so wenig, um glücklich zu sein!

Eva war froh, daß ihre Tante noch nicht zurückkam, da sie sich nun ganz ungestört der Erinnerung an das eben Erlebte hingeben konnte, was sie in so süße Aufregung versetzte; — aber warum war er nur so schnell fortgegangen und hatte von Gefahr gesprochen? Sie sah den Platz an, wo er eben noch gestanden, und da entdeckte sie auf der Erde etwas Weißes; es war Hasbergs Handschuh, den sie aufheben konnte, ohne aufzustehen; er zeigte noch die Form der Hand, von der er abgestreift worden war. Mit spitzem Finger strich sie das weiche Leder glatt; dann flog ein leichtes Rot über ihr Gesicht und in überströmender Zärtlichkeit drückte sie ihren Mund ein-, zweimal an den Mund; nachher preßte sie ihn gegen die Wange, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Plötzlich fuhr sie auf und ließ den Handschuh fallen, erschreckt durch einen Luftzug und ein leises Geräusch; als sie aufblickte, stand Hasberg an der Thür, und sie schrie entsetzt auf.

Er hatte seinen Verlust auf der Treppe bemerkt und, seine Flucht schon halb bereuend, war er froh gewesen, eine Entschuldigung zur Rückkehr zu haben; als er die Thür nur angelehnt gefunden hatte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, die Portiere leise aufzuheben. Was er sah, packte ihn so sehr, daß alle seine Zweifel und Bedenken wie Nebel vor der Sonne zerschoffen.

Eva schlug die Hände vor ihr glühendes Gesicht, während er sich ihr rasch näherte, und stammelte in qualvollster Verlegenheit: „Sie haben mich eben gesehen!“

„Was soll ich denn so Schreckliches gesehen haben?“ fragte er weich, noch ein wenig unsicher, ob er nicht vielleicht lieber leugnen sollte, weil er sah, wie außer sich sie darüber war, belauscht worden zu sein.

„O bitte, bitte, gehen Sie fort! Lassen Sie mich allein! Ich schäme mich so, daß ich sterben möchte!“

Er sah, daß Thränen zwischen ihren Fingern hervorquollen und nun konnte er sich nicht mehr halten.

„Eva, geliebtes, süßes Kind, gräme dich nicht! Söhne es mir doch, gesehen zu haben, daß du es ein bißchen gut mit mir meinst! Ohnedem würde ich vielleicht auf mein Glück verzichtet haben, aber nun lasse ich dich nie wieder los!“

Er war neben ihr niederkniet und zog ihr sanft die Hände vom Gesicht, dieselben mit unzähligen Küssen bedeckend.

Eva seufzte tief auf; das Glück, was so plötzlich über sie gekommen, schien ihr fast zu groß, sie konnte noch nicht recht daran glauben.

„Sagen Sie das alles nicht bloß aus Mitleid?“ fragte sie zaghaft, aber in den braunen Augen, die sie zu ihm erhob, leuchtete es, trotzdem sie noch voller Thränen standen.

Er lachte. „Mitleid könnte ich höchstens für dich fühlen, weil du mich nun heiraten mußt! Dann neigte er sich langsam, mit leidenschaftlichem Verlangen zu ihr hinab, seine Lippen suchten die ihrigen und verschloffen sie mit einem langen Kusse.

„Glaubst du nun, daß ich dich lieb habe?“ fragte er leise.

Eva antwortete nur mit einem Blick, halb bang und halb hingebend; eine neue Welt, ein reicheres Leben hatte sich eben vor ihr erschlossen und sie erbebt an Leib und Seele.

Endlich kam nun Tante Vina zurück; schon an der Schwelle fing sie an: „Nein, diese Frau Baronin! So was von Liebenswürdigeit! Man kommt nicht

fort und kommt nicht fort...!“ dann stochte sie plötzlich; ein undefinierbares Etwas in der Haltung des jungen Paares machte sie stuhig.

„Denke dir nur, Tanten!“ Evas Stimme klang unsicher und doch lag ein jubelnder Ton darin. „Ich habe mich eben verlobt! Graf Hasberg will mich heiraten! Was wird nur der Papa dazu sagen!“

Die Aufregung und Freude der alten Dame, gemischt mit ihrer Verlegenheit dem vornehmen Reffen in spe gegenüber, waren ungemein drollig.

Unwillkürlich gewann dadurch Hasberg den Eindruck, daß auch Kommerzienrat Lindner seine Werbung gut aufnehmen würde; es beunruhigte ihn daher vorderhand wenig, daß er sich mit Eva verlobt hatte, ohne vorher die väterliche Einwilligung einzuholen. Natürlich holte er dies sofort nach und schrieb an den Kommerzienrat, in aller Form um Evas Hand bitten und zugleich auch seine Verhältnisse darlegend.

Seine Situation der Baronin Tielz gegenüber lag jedoch Hasberg schwer auf der Seele.

Am nächsten Tage ließ er sich bei dieser melden, noch ehe er die Damen Lindner begrüßt hatte, mit denen er selbstverständlich übereingekommen war, die Verlobung geheim zu halten, bis daß die Sanktion des Vaters eingetroffen sein würde.

Lächelnd und erwartungsvoll empfing ihn die Baronin in ihrem Privatzimmer; sie zweifelte keinen Moment, daß ihr gestriges Manöver, wodurch sie Hasberg ein Alleinsein mit Eva ermöglicht hatte, mit Erfolg gekrönt worden war und ihr goldene Früchte eintragen würde. Sie wurde aber unsicher, als der Graf sie förmlich und kalt begrüßte. Nachdem beide Platz genommen, begann er ernst und gemessen, jedes Wort wägend.

„Vor einigen Wochen hatten Sie die Güte, gnädige Frau, mir den Vorschlag zu machen, mich Fräulein Lindner vorzustellen, — im Hinblick darauf, daß sie eine passende Partie für mich sein würde. Ganz entgegen meiner anfänglichen Absicht — wie ich dazu gekommen bin, thut nichts zur Sache — habe ich mich jetzt entschlossen, um die Dame zu werben. Ich sehe mich deshalb in die peinliche Notwendigkeit versetzt, Ihnen die Frage vorzulegen, ob Sie die Vermittlung im Licht einer... geschäftlichen Abmachung ansehen?“

Während er sprach, hatte er sie scharf beobachtet; „verlegen, aber nicht gekränkt,“ sagte er sich und fuhr fort: „Und welche pekuniären Ansprüche Sie daran knüpfen?“

Die Baronin fühlte sich sehr unbehaglich; sie sah sich jedoch schnell und antwortete mit ihrer gewohnten Glätte und Liebesswürdigkeit:

„Sie fassen die Sache wirklich falsch auf, lieber Graf, und thun mir unrecht, wenn Sie glauben, daß ich sie als ein trodenes Geschäft ansehe und meine Dienste gegen eine bestimmte Taxe verkaufe. Leider kann ich mich nicht aufs hohe Pferd setzen und alles zurückweisen, weil ich an meine und meiner Tochter Zukunft denken muß. — Bitte, bedenken Sie doch, daß Sie durch diese Heirat ein sehr reicher und gewiß auch sehr glücklicher Mann werden; ist es denn nicht natürlich, wenn Sie dann auch an die alte Frau denken, welche Ihnen die Wege dazu gebnet hat, und Ihrerseits ein kleines Opfer bringen, um ihr den Rest des Lebens zu erleichtern? Für Sie werden ein paar tausend Mark eine Kleinigkeit sein, für mich eine große Hilfe...“ Beinahe ängstlich blickte sie in das Gesicht des Grafen.

Kühl erwiderte dieser: „Das klingt alles sehr schön, gnädige Frau, ändert aber nichts an dem für mich sehr unangenehmen Thatbestand, daß meine Heirat durch eine bezahlte Vermittlung zu stande kommt, und daß die Familie Lindner dies weder jetzt noch später erfahren darf. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich ganz offen auspreche und jetzt keine Rücksicht darauf nehmen kann, daß ich eine Dame vor mir habe. Wer steht mir dafür, daß diese Situation nicht später gegen mich ausgenutzt wird, um mehr und größere Summen von mir zu erlangen?“

Diesmal hatte er ihr wirklich unrecht gethan, und er fühlte es, als sie mit zuckenden Lippen, aber nicht ohne Würde erwiderte: „Sie machen es mir sehr schwer, Herr Graf, und ich muß mir das in meiner traurigen Lage gefallen lassen. Wenn ich wirklich so gemein wäre, wie Sie andeuteten, könnten Sie mich ja bei der Staatsanwaltschaft anzeigen; auf Erpressung steht Zuchthaus, wie Sie wissen. Unsere erste Unterredung, als ich Ihnen Fräulein Lindner vorstellte, hatte keine Zeugen; Sie haben auch Eva nachher zuerst im Theater gesehen, wie ich erfahren habe. — es ist also auch nicht der Schatten eines Beweises vorhanden, daß überhaupt eine Vermittlung vorliegt. Sind Sie überzeugt?“

Vollständig, gnädige Frau, und ich bitte nochmals um Verzeihung wegen dieser peinlichen Erörterung.“

Hasberg war aufgestanden und fuhr fort: „Also dreitausend Mark würden Ihnen als... Anerkennungsbebeweis genügen? Ich hoffe, Sie sind mit meinem Wort zufrieden; ich möchte allerdings nicht gern einen

Schuldschein ausstellen; es wäre auch verfrüht, da Kommerzienrat Lindner noch nicht seine Zustimmung gegeben hat."

"Ihr Wort genügt mir vollkommen, — ich habe mehr Vertrauen zu Ihnen als Sie zu mir, Herr Graf."

Ihre Stimme zitterte, und sie machte keinen Versuch, Hasberg die Hand zu geben, als er sich empfahl. Sowie sie allein war, sank sie auf den nächsten Stuhl, und bittere Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Trotzdem Hasberg sich bemüht hatte, in verbindlicher Weise zu sprechen, war es ihr nur zu klar geworden, daß er sie verachtete, er, der Sohn ihrer einstigen Freundin!

Sie gehörte zu den Menschen, welche nicht bloß ändern, sondern auch sich selbst Komödie vorspielen, und so war es ihr gelungen, sich einzureden, daß ihre gelegentlichen Vermittlungsgeschäfte durchaus ehrenhafte und korrekte seien. Diejenigen, welche sich bisher dabei ihrer bedient hatten, standen moralisch auf keiner höheren Stufe als sie selbst und waren dankbar gewesen, daß sie der delikaten Angelegenheit ein Mäntelchen umzuhängen verstand.

Vergebens suchte sie sich damit zu trösten, daß Hasberg auch nicht besser sei als sie selbst, da er ja auf ihren Plan eingegangen war. Instinktiv fühlte sie es, daß er die Wahrheit gesprochen hatte und anfänglich nicht um Eva hatte werben wollen; er hatte sich ihr wohl nur aus Neugierde genähert und sich dann ernstlich in sie verliebt.

Fast bereute sie es, nicht alles abgeleugnet und sein Geld zurückgewiesen zu haben; aber dazu war es nun zu spät.

Sie fühlte sich so gedemütigt und niedergeschlagen, daß sie nicht daran dachte, ihre Tochter über das gelungene Geschäft zu unterrichten. Melanie hatte doch vielleicht recht gehabt, sagte sich jetzt die Mutter, als sie so dagegen eiferte. Sie hatte es seitdem vermieden, mit ihr darüber zu sprechen.

(Schluß folgt.)

Wintertage in Japan.

Von

Kurt Dietsch.

Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von Arthur Jensen.

Slappernd vor Frost und noch schlaftrunken trat ich am frühesten Morgen des ersten Februar auf Deck und versuchte mit den Augen das dämmerige Dunkel zu durchdringen: leichtbewegte See und klarer Himmel, und da drüben zur Linken in ver-

schwommenen Umrissen Küste und Gebirge, die Gipfel schneebedeckt.

"Sie haben Glück, so ein klarer Morgen ist selten, sogar der Fu-Jidschama ganz frei!"

dort die Schneedecke durchbohren, und Lavaströme, stahlblau, die grafigen Hänge der Küste in bräunlicher Winterfärbung. Das Gelb des Gipfels wird zum flammenden Golde, das herabsteigend und sich ausbreitend zerfließt, und indem uns selbst der erste Sonnenstrahl trifft, steht der Berg weiß, starr und kalt in seinem Schneeleide da.

Inzwischen hatten wir uns dem Eingange zur Bai genähert, an der Yokohama, der bedeutendste Hafen, und Tokio, die Hauptstadt des "Landes der aufgehenden Sonne", liegen. Zur Rechten einen Inselvulkan von bedeutender Höhe, O Schima oder Bries, aus dessen Krater dicke weiße Wolken zu dem sonst ungetrübten Himmel emporstiegen, manchmal die regelrechte Pinienfigur bildend, fuhren wir in die mit Schiffen bedeckte Bai ein. Tausende von Wasservögeln belebten die glatte, sonnenbeglänzte Fläche. Zur Linken blieb uns bis Yokohama immer der Fu-Jidschama in Sicht, den wir im weiten Halbkreise umfuhren. Am Nachmittag erreichten wir den Hafen von Yokohama, das am flachen Strande ausgebreitet liegt, von Hügelwellen überragt und eingeschlossen, die südlich vom "Settlement", dem Europäer- und Hafenviertel, im "Bluff" endigen, dem herrlichen, steil ins Meer abfallenden Garten- und Villenhügel der Europäer. Nördlich von der Stadt senken sich die Hügel in sanften Hängen zum Meere hinab, auf denen der bevorzugte Teil des Vorortes Kanagawa erbaut ist. Zwischen den Hügeln, Kanagawa und dem das Settlement im Halbkreise umgebenden Kanale liegt die japanische Stadt, deren interessanteste Straße die "Theaterstraße" ist.

Um japanische Eigentümlichkeiten, Sitten und Architektur zu studieren, ist Yokohama als moderner, offener Hafenplatz nicht der rechte Ort. Immerhin bietet es für den Ankommenden genug Neues und Interessantes. In seiner Umgebung

aber besitzt Yokohama hohe Reize. Schon die "Country", eine grüne, mit Dörfern und Häusern reich besetzte Ebene außerhalb des die Stadt umgürtenden Hügelwalles, bietet manchen hübschen Spaziergang, so zum Beispiel nach Honmoku, das sich an der der Stadt abgewendeten Seite des Bluffs anlehnt und in dessen Steilwand einnistet, von oben herab durch das Gebüsch des Landes beschattet und überdacht. Das alles ist auch im Winter sehr reizvoll, denn die Vegetation ist zum größten Teile immergrün, nur die Felder waren jetzt einfarbig braun; am dritten Tage meines Aufenthaltes aber waren sie weiß, denn es war starker Schneefall eingetreten, wie das trotz der hohen Sommerwärme und der vereinzelter Palmen in jedem Winter vorkommt. Noch mehrere Tage später lag der Schnee im Schatten der Mauern, und die Radspuren waren gefroren; dabei standen aber die Pfäulenbäumchen in voller Blüte, und überall sah man blühende Pfäulenzweige in den Händen der Japaner, an ihren Häusern und Tempeln.

Es war eine etwas frostige Fahrt, die ich von Kamakura, einem berühmten Tempelorte, in dessen Nähe ich auch die Kolossalstatue des Daibuts (großer Buddha) und die Kwannontempel betrachtet hatte, zur Insel Enoshima machte. In einer Ritscha, mit zwei Japanern "bespannt", so, daß der eine zog, während der andre schob, ging es in flottem Tempo durch die schöne Hügel- und Waldlandschaft dem Strande zu, den ich nun entlang fuhr. Der Weg führt auf der Höhe einer Art Düne dahin, unten braust die See in langen Wogenkämmen gegen den Sand. Ich stiege bald aus, da der Weg auf und ab in dem tiefen Sande recht beschwerlich ist, und wanderte zu Fuß, manchmal stehen bleibend, um die Landschaft zu betrachten. Vor mir ist schon Enoshima, eine Felseninsel nahe am Strande, zu sehen. Weiter draußen taucht mitten aus dem



Höhle auf der Insel Enoshima.

"Wo? Wo ist er denn?"

Ein großes, mattleuchtendes Dreieck hebt sich über die Umgebung hervor; der Berg, dessen Höhe 12 365 Fuß betragen soll, ist allseitig isoliert und erst im weiten Umkreise von Gebirgen umgeben, die trotz ihrer teilweise ansehnlichen Höhe durch die mächtige Gestalt des Fu-Jidschama niedergedrückt werden. Beim genaueren Zusehen und unter zunehmender Helligkeit erscheinen die Spitze abgestumpft, die Flanken leicht geschwungen; im fahlen Lichte tritt schon die Plastik hervor: ein schneeiger Riesentegel, mit einem Hauptkrater gekrönt, von dem herab strahlenförmig dunkle Lavaströme und schneegefüllte Furchen zum breiten, schneefreien Fußgestelle ziehen. Nun beginnt das Spiel der Farben. Zuerst rosiger Schimmer, der immer intensiver wird, dann Uebergang ins Weingelb, Felsen, die da und



Die Insel Enoshima, vom Festlande gesehen.

Meere der isolierte Vriesvulkan empor, auf dem wir auf der Fahrt nach Yokohama vorbeigekommen sind, noch weiterhin die Berge von Idzu und auf unserer Seite die schneebedeckten Oyama (große Berge). Hinter Koshigoya, einem Dorfe, vor dessen Bereiche ich auf strittes Verlangen meiner ehrgeizigen Mitfahrer einsteigen mußte, passierten wir den Yufiaigawa, ein fast trockenes Flußbett.

Schließlich kamen wir nach Katase, einem großen Dorfe, wo ich meine Leute in einem Teehause am Strande zurückließ, um, durch den Sand wachend, zu dem langen Holzstege zu gelangen, der Festland und Insel verbindet. Zur Zeit der tiefsten Ebbe ist auch dort kein Wasser, und Enoshima wird alsdann zur Halbinsel.

Enoshima ist von fast runder Form, allseitig hohe Felswände, oben runde Kuppen, querdurch eine tiefeingerissene Schlucht; auf der dem Lande zugekehrten Seite zieht sich eine flache Mulde in die Höhe. Dort hinein ist das Dörfchen gebaut; eine steil in Treppen heraufkletternde Straße, unten Fischer, oben Kuriositätenhändler und zu oberst als Abschluß schöne Tempelgebäude, der Göttin der Schönheit (Benten) geweiht.

Alle Hänge, die runden Kuppen und die Wände der Schlucht sind dicht bewachsen; wo nichts anderes Fuß fassen kann, wuchert überall die Kamelie, die eben noch in Blüte steht. Unten in der Schlucht braust ein Wasser, Pfade führen auf die Höhen, die mit Tempelchen geschmückt sind, einsame Tempelthore (Shinto) stehen mitten im Buschwalde. Ein Führer bringt mich über viele Hunderte in Felsen gehauene Stufen auf und ab, die Felswand entlang an den Strand und an den Eingang zur Höhle, in die das Meerwasser einige dreißig Meter weit hineinrauscht. Steht man in der Höhle am Ende des Wassers und blickt nach

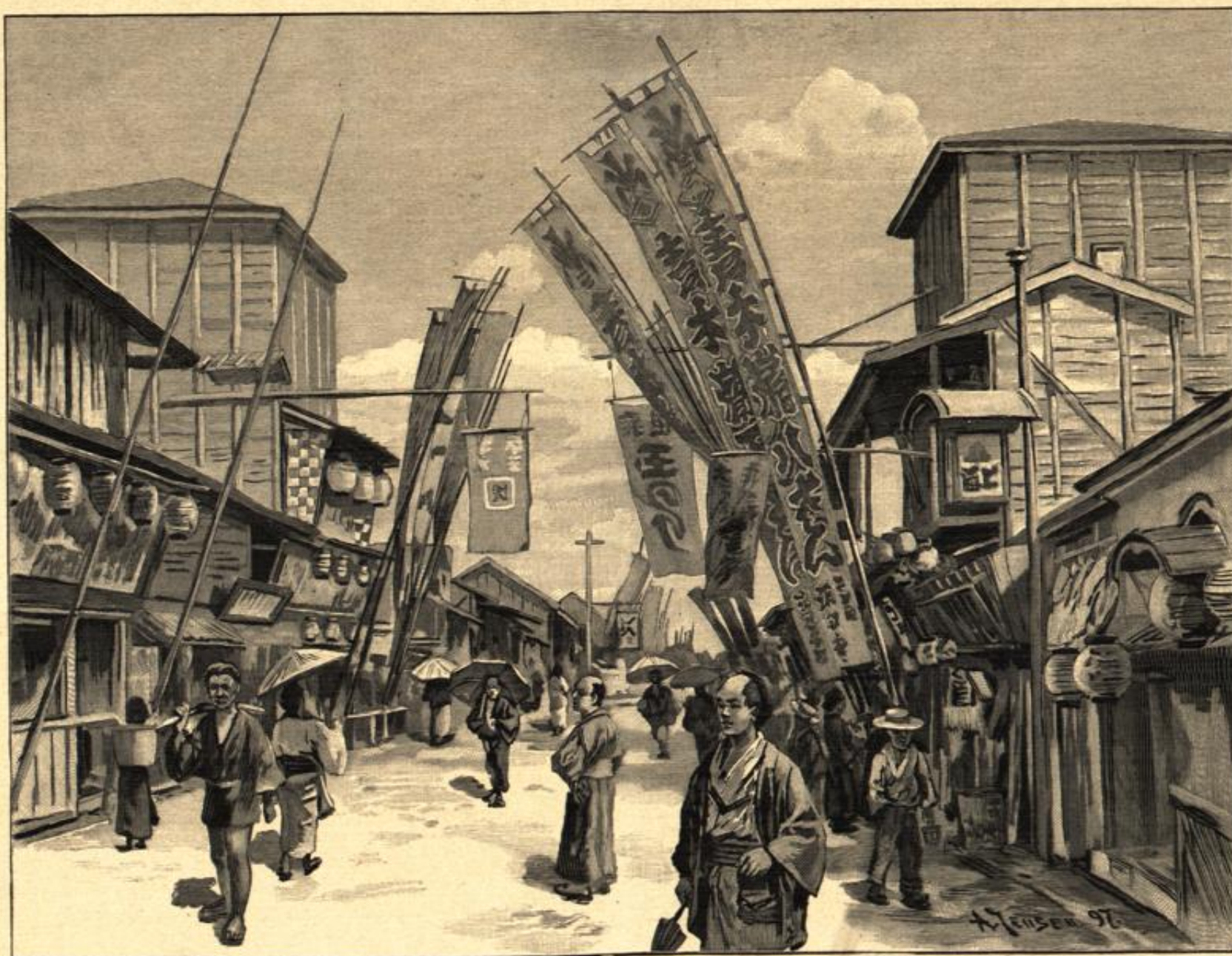
außen, so liegt ein tiefblauer Schein über dem Ganzen — draußen das weiße Gesprihe um die Riesenblöcke am Strand. Beim Heraustrreten aus der Höhle, in der beim Scheine von Thranlampchen allerlei religiöse Gegenstände zu sehen sind, hatten sich auf die Kunde, daß ein Fremder da sei, die Fischer versammelt und boten ihre Meerungeheuer zum Kaufe an: merkwürdige Fischsorten, Hummern, Krabben, Langusten, Schildkröten, allerlei kleine und große Muscheln, Korallen.

Zum Orte zurückgekehrt, kaufte ich einige Spielereien, wie sie dort verfertigt werden, Haarnadeln mit beweglichen, zitternden Schildkröten und einem schwebenden Reiher, einen Kompaß in einer Kaurimuschel und dergleichen.

Inzwischen war das Meer sehr unruhig geworden, die grünen Wogen stürmten mit Wut gegen die Felsen; der Steg, der jetzt selbst fast trocken lag, zitterte vom Wogenprall, der ihn nicht berührte. Schwarze Wolken



Der Berg Fu-Jidschama, vom Kofimata gesehen.



Die „Theaterstraße“ in Yokohama.

türmten sich über den nahe erscheinenden Oyama, deren Schnee atlasweiß glänzte, auf. Die Muschelfischer ließen sich aber nicht stören, sondern setzten ihre Arbeit im Schutze der Felsblöcke fort, an die der Gischts hinaufspritzte. Ich mußte auf Enoshima immer an Boedlin denken; hier kann man Meerespoesie genießen! Eine halbe Stunde entfernt von diesem Jbyll geht die Tokaido-Eisenbahn vorüber, mit der ich nach Yokohama zurückkehrte.

Alte Erinnerungen.

(Bild S. 281.)

Es ist ja gerade kein angenehmes Los, wie es einem ausgemusterten Militärpferd zu fallen pflegt. Auf den Ebenen Ostpreußens hat es sich als Hüllen getummelt in der Lebensfreude der Jugend, und als es remontiert wurde, da hat es sich bald in das fröhliche Reiterleben eingewöhnt, und wenn die Trompeten zur Attacke schmetterten, hat es seinen Reiter über Stock und Stein getragen; kein Baum und kein Strauch war ihm zu hoch, kein Graben war ihm zu breit. Der Wachtmeister hatte sich den flotten Schimmel als sein Charginpferd gewählt. Es war ja manchmal sehr anstrengend, aber dafür lockte wieder der warme Stall, und der Wachtmeister sorgte schon dafür, daß sein guter Schimmel entsprechende Pflege fand; das Donnerwetter brach über den Stallburgen herein, wenn er etwas versäumte. Aber wie alle irdische Herrlichkeit ein Ende nimmt, so kam auch für unsern Schimmel nach treuer Dienstzeit der Tag der Ausmusterung. Ja, durfte er sich nicht sogar noch glücklich preisen, daß ihn ein Bauer erstand, nicht ein Stadtkutscher, bei dem er mehr Schläge als Haber bekommen hätte! Aber es ist eben doch etwas despektierlich, wenn man an der Seite eines phlegmatischen Ochsen den Flug ziehen muß, und da hat man denn Zeit genug, den stolzen militärischen Erinnerungen nachzuhängen. Denn auch ein Pferd und ganz besonders ein Schimmel hat Gedächtnis und Phantasie, und wenn dann noch dazu das Gedächtnis an die flotten Attackenritte so plötzlich aufgefressen wird, wenn die Schnitzelgabel über das friedliche Ackerfeld dahinflaucht, da erwachen mit Macht die alten Erinnerungen, da hält der morische Strid des Ackergeräths nicht lange, wenn der Kavalleriegeist sich regt; ein Ruck, und dahin flüchtet der brave Schimmel, ein ungeladener Teilnehmer der vornehmen Gesellschaft. Ja, sein Beispiel steht sogar den prosaischen Ochsen an, der doch zum Pferderennen gar keine Vorbildung hat, und selbst das biedere Bäuerlein beteiligt sich notgedrungen an dem improvisierten Hindernisrennen. Sch.

Neujahrsglocken.

(Bilder S. 284 und 285.)

Trotz aller Einreden der superklugen Leute bleibt das Neujahr doch immer ein wichtiger Einschnitt, und wenn die zwölfte Stunde von den Türmen ertönt und das Geläute die stille Luft erfüllt, da erhebt jung und alt das gefüllte Glas und bringt es dem angebrochenen Jahre dar. Der liebevolle Frauenkranz auf unserm Bilde aber hat sich ein ganz besonderes Vergnügen ausgedacht; sie übernahmen es, mit ihren jarten Händen die schweren Glocken in Schwung zu bringen, die das neue Jahr feierlich begrüßen. Den alten chrysolidenen Glocken begegnet auch nicht alle Tage solche Ehre, und so werden sie sich hoffentlich schon aus Galanterie durch ein volles und harmonisches Geläute bedanken. — Die kleine Neujahrsgalantin auf dem andern Tonbild ist ohne Zweifel auf dem Wege zu den Großeltern, um denen ihre Glückwünsche zum neuen Jahr darzubringen, das ist für sie eine höchst wichtige Sache, deshalb tritt sie auch mit so ernster Würde durch die respektvoll weit geöffneten Thüren. Kinder bringen Glück, sagt das Sprichwort, und so werden auch die harten den Großeltern den kindlichen Glückwunsch trotz mancher Mängel mit großer Freude annehmen.

Lebendig gefangen.

(Bild S. 293.)

Der Wolf, in unserm Vaterlande seit dem vorigen Jahrhundert ausgerottet, ist in dem weitgedehnten, dünn besiedelten Osteuropa noch immer eine Landplage. Zwar im Sommer verirrt er sich in den Wäldern, wo er Beute genug findet. Aber wenn im langen nordischen Winter die tiefe Schneedecke sich über die Ebenen ausbreitet, dann treibt ihn der Hunger aus den Wäldern; er umkreist lauend die abgelegenen Wohnstätten und wagt sich nicht selten trotz seiner angeborenen Feigheit in das Innere der Dörfer. Dann werden die Schlittenreisen zu einem bedenklichen Unternehmen, ohne Gewehre und Pistolen darf man sie nicht antreten. Denn sobald die frühe Nacht hereinbricht, ruft das heisere Gebrüll der Wölfe ganze Rudel herbei, die mit herausabhängender Zunge unermüdlich dem dahinfliehenden Gespann folgen, unbekümmert um die wohlgezielten Schüsse, die einzelne Wölfe niederstrecken. Erleichtert atmen die Insassen der Schlitten auf, wenn die Schnelligkeit der geängstigten Pferde bis zum schließenden Ort ausgereicht hat. Der Winter ist aber auch die richtige Zeit für die Wolfsjagd. Eine ganz besondere Genugthuung empfindet der Jäger, wenn er den verhassten Feind lebendig in die Hände bekommt. Dazu muß frischer Schnee gefallen sein, der die Fährte des Raubtiers verräterisch kennzeichnet. Dann jastelt am frühen Morgen der russische Jäger rasch sein Pferd, die treuen langhaarigen Windhunde werden aus dem Zwinger gelassen, und hinaus geht's auf die Suche. Rasch ist Hegrim in seinem Versteck aufgespürt, die Hunde werden von der Leine befreit, und nun geht die fröhliche Hetze los unter dem Aufmunterungsruf des Jägers: „Ulu, ulu, ulu!“ Bald haben die starken Hunde den Wolf gepackt und niedergebissen; der Jäger springt vom Pferde, wirft sich auf den Wolf und packt ihn von hinten bei den Ohren, ihm den Kopf niederdrückend.

Es ist eigentümlich, daß der sonst so ungebänderte Wolf dabei geduldig wie ein Lamm wird, so daß ein zweiter hinzuspringender Jäger ihm einen Knebel ins Maul stecken kann, der ihm das Beißen verwehrt. Mit zusammengebundenen Fäusen wird dann der Wolf einem Pferd über den Rücken geworfen und mitgenommen, um später zum Einhegen für die jungen Hunde gebraucht zu werden. Dazu werden ihm die Fäuste gelöst, den Knebel aber behält er im Maule, damit die noch etwas ängstlichen jungen Hunde nicht durch seine Bisse abgeschreckt werden. Zum Hehen ist die Anführung eines abgerichteten alten Hundes nötig, dessen Beispiel die jungen eifrig nachmachen. Zum Schluß macht dem verwundeten Raubtiere das Jagdmesser ein rasches Ende. -h.

Die bösen Affen und die schlaue Giraffe.

(Bilder S. 294.)

Wings umschließt der Wüste Sand
Ein gar lieblich Stückchen Land,
Wo in schatt'gem Palmenhain
Eine Quelle ladet ein,
Und in hochgewölbten Kronen
Viele munter Affen wohnen.
Doch in dieser Affenschar
Gab's ein bitterböses Paar,
Das dem lieben Nebentier
Störte jegliches Plaisir. —
Einst lenkt aus dem Sonnenbrand
Hin zu der Oase Rand
Die Giraffe ihren Schritt,
Durstgeplagt, mit müdem Tritt.
Ahnungslos dem Baum sie naht,
Wo schon längst ein Affeniat
War geplant, als man gesehen
Sie von weiter fern' her gehn.
Bums! Mit wohl gezielterm Schuß
Trifft sie eine Kokosnuß
Schwer und wuchtig auf den Schädel,
Während aus der Palme Wedel
Manches freche Schimpfwort tönt,
Das sie schneide noch verhöhnt.
Fruchtlos wehrt sich die Giraffe,
Lange Nase macht der Affe,
Wohl geborgen auf dem Sitz
In der Palme grünem Spitz.
In ohnmächt'ger Jornerregung
— War's Instinkt, war's Ueberlegung? —
Fällt jetzt dem Giraffenvieh
Heimlich ein der Rache „Wie?“:
Geht es so nicht, geht es so;
Ja, per Huf geht's comme il faut! —
Tief den Hals senkt die Giraffe,
Voll Verwundung schaut der Affe,
Schaut das niederträchtige Paar —
Pflögl'ich angeklart es war:
Bums! mit Heulen und mit Schmerz
Strebt es schleunigst himmelwärts;
Und, wie es nach Haus gekrochen,
Davon hat es nie gesprochen —
Der Giraffe Abschiedsums
War ein spöttisch: Bums für Bums!

Der alte Freier.

(Bild S. 292.)

„Alter schlägt vor Thorheit nicht“, das ist ein längst bewährtes Wort, das, wie unsere Illustration zeigt, für Dorf wie Stadt gilt. Arme Kesi! du trägst wohl im Herzen ein ander Bild von deinem zukünftigen Gatten; ein Bild, das blutwenig Ähnlichkeit hat mit dem Mann, der da vor dir steht in prozig silberblinkendem Sonntagsstaat, Blumen im Knopfloch, geldbewußt in Miene und Haltung. — Aber in der kleinen Hütte, die der reiche Freier mit seinem Kommen beehrt, ist die Rot zu Hause; der Werber ist wohl gar der Gläubiger auch — was wiegt gegen diese Gründe deines Herzens banger Aufschrei?
Der Vater ist bereits einverstanden; er zürnt der stillen Weigerung und hilft seinem Juchzuch nach mit hart auf den Tisch niederfallender Faust. Nur die Mutter schwankt noch; sie sagt besser der Tochter bitter Weh, ihre Empörung über den Schwager, dessen Gegenstand sie ist; sie weiß, welche Hoffnungen zu Grabe getragen werden in dieser Stunde. Aber sie weiß auch, an was mit dem heimlich-nachdrücklichen Zupfen an ihrem Halsstuch gemahnt sein will: an drückendste, unerbittlich gesteigerte Not, oder an endliche Erlösung aus töglicher Sorge, aus fiedererschauendem Jammer und Streit. Und das Ende? Ein Jawort, gegeben mit blutendem Herzen, ein triumphierendes Lächeln auf welchem Runde. — O, es giebt kein falscheres Geld als das echte! W.

Sinnsprüche.

Sprich nie Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es?
Bavater.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder heiter gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüts alles um uns her zu Nacht versinnert und darin der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel ausstrahlen konnte: glaube doch niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöscht seien! Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerrennt. Sichotte.

Prinzessin Aline.

Von

Richard Harding Davis.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von
A. C. Daniel. *)

3

(Schluß.)

Am nächsten Tag kamen sie wieder zu dem Felsen und ebenso am übernächsten; dann verließen sie Athen, um einen Ausflug landeinwärts zu machen, der sie über Nacht fern hielt. Fräulein Morris kehrte von demselben mit der Empfindung heim, daß sie nun einmal ihre Pflicht gethan und damit das Recht erkaufte, in Zukunft zu thun, was ihr beliebte. Sie mochte am liebsten über den breiten Gipfel der Akropolis wandern, nicht in der Absicht, ihren geschichtlichen Wert zu erforschen, sondern nur, wie sie es ausdrückte, um das köstliche Gefühl zu haben, dort zu sein. Sie stand mit Vorliebe am Rand der niedrigen Mauer und sah auf das Bild, welches See, Ebene und Berge zu ihren Füßen darboten. Die Sonne schien hell, und der Wind wehte über sie hin, als stände sie auf dem Verdeck eines Ozeandampfers, und dazu kam noch das stärkende Gefühl, welches wir haben, wenn wir uns auf großer Höhe befinden. Carlton sah zu ihren Füßen; eine gebrochene Säule schützte ihn vor dem Wind, und er sah mit kritischem Beifall zu ihr empor.

„Sie sehen aus wie eine ‚geflügelte Siegesgöttin‘ dort oben“, sagte er, „wenn der Wind Ihre Kleider packt und Ihr Haar losreißt.“

„Ich kann mich gar nicht besinnen, daß die ‚geflügelte Siegesgöttin‘ Haare zum Losreißen hatte“, gab sie zurück.

„Ich möchte Sie wohl malen“, fuhr er fort, „gerade so, wie Sie jetzt dastehen, nur möchte ich Sie in griechischen Gewändern sehen. Sie könnten die besser tragen als irgend jemand meiner Bekanntschaft. Ich möchte Sie malen mit erhobenem Haupt, wie Sie mit einer Hand die Augen beschatten und die andre auf die Brust drücken; es würde großartig werden!“ Er sprach voller Begeisterung, aber in vollständig unbetheiligtem Ton, als überlege er die Stellung eines Modells.

Fräulein Morris sprang von der niedrigen Mauer, auf welcher sie gestanden hatte, herab. „Ich möchte wohl von Ihnen gemalt werden“, sagte sie.

Frau Downs sah auf, um sich zu überzeugen, ob Carlton es wirklich gemeint habe.

„Wann?“ antwortete er mit unsicherer Stimme auf ihren fragenden Blick. „Das weiß ich auch nicht, Dies ist viel zu schön, um zu dauern. Sie werden bald heimkehren, und wenn Sie erst wieder in den Vereinigten Staaten sind, werden Sie — werden Sie etwas Besseres zu thun haben!“

„Jawohl“, wiederholte das Mädchen, „dort habe ich andres zu thun, als auf das Aegeische Meer zu blicken.“ Sie hob den Kopf und ließ den Blick über den Felsen schweifen; ihre Augen, welche trüb geworden waren, lachten schon wieder. „Da kommen Ihre Freunde“, sagte sie.

„Wirklich?“ rief Carlton aufspringend.

„Ganz gewiß! Der Herzog hat uns gesehen und kommt hierher.“

Als Carlton sich umblickte, hatten seine Freunde sich nach verschiedenen Richtungen entfernt und wanderten, einzeln oder paarweise, zwischen den riesigen Säulen des Parthenons umher. Der Herzog indes kam gerade auf sie zu und setzte sich auf einen niedrigen Marmorblick den beiden Damen gegenüber. Nach ein paar Worten über die Schönheit der Gegend fragte er sie, ob sie zu dem Empfang gehen würden, welchen der König ihm am nächsten Tag gebe. Sie antworteten, daß sie sehr gern daran teilnehmen möchten; der Fürst drückte seine Freude darüber aus und sagte, er werde dafür sorgen, daß der Hofmarschall ihnen Einladungskarten schicke. „Und Sie werden doch hoffentlich auch kommen, Herr Carlton?“ wandte er sich an diesen. „Ich möchte Sie meinen Schwestern vorstellen, die zwar nur Dilettantinnen sind, aber Ihre Arbeiten sehr bewundern. Sie haben mir schon Vorwürfe gemacht, weil ich sie noch nicht mit Ihnen bekannt gemacht habe. — Wir waren alle sehr enttäuscht, daß Sie an jenem Abend in Konstantinopel nicht mit uns speisen konnten; aber hier hoffe ich nun um so mehr von Ihnen zu sehen. Sie müssen uns sagen, was wir bewundern müssen.“

„Das ist nicht schwer“, erwiderte Carlton. „Alles!“ „Sie haben vollkommen recht“, sagte der Fürst, sich von den Damen mit einer Verbeugung verabschiedend; „alles ist sehr schön.“

„Nun werden Sie sie gewiß zu sehen bekommen,“ sagte Fräulein Morris.

„Nein,“ entgegnete Carlton resigniert; „zweimal hat sich die Gelegenheit geboten, und ich habe sie verloren; es wird mir diesmal ebenso gehen.“

„Da ist nun aber eine Gelegenheit, die Sie nicht verlieren sollten. Da sitzt sie ganz allein. Sie stizziert, nicht wahr; oder macht Notizen? Was thut sie?“

Carlton blickte eifrig nach der von Fräulein Morris bezeichneten Richtung und sah Prinzessin Aline in einiger Entfernung von ihnen sitzen. Sie hielt ein Buch auf dem Schoß, von welchem sie von Zeit zu Zeit aufsaß, um etwas zu betrachten. Augenscheinlich war sie ganz in ihre Beschäftigung versunken.

„Da ist Ihre Gelegenheit!“ sagte Frau Downs. „Wir gehen inzwischen ins Hotel zurück. Werden Sie zum Lunch kommen?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann, „wenn ich nicht eine Stellung als Zeichenlehrer bekomme. In dem Fall werde ich hierbleiben, um die drei Kunstbilletantinnen zu unterrichten. Signe ich mich wohl dafür?“

„Gewiß,“ entgegnete Fräulein Morris. „Ich habe gefunden, daß Sie ein sehr erziehungsfähiger Jüngling sind.“

Sie brachen gemeinschaftlich auf, und Carlton bewegte sich vorsichtig der Stelle zu, wo die Prinzessin saß. Er machte einen langen Umweg, um hinter ihrem Rücken zu bleiben; denn er wollte nicht von ihr gesehen werden. Es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, sie anzusehen, während sie allein war, obgleich ihre Einsamkeit nur augenblicklich war und er wußte, daß ihre Gesellschaft keine hundert Meter weit entfernt sein konnte. Es ärgerte und überraschte ihn, als er einen andern jungen Mann zwischen den Pfeilern des Parthenon umherschleichen sah, und als er bemerkte, daß derselbe ebenfalls seine Aufmerksamkeit auf die junge Dame gerichtet hatte, welche dessen unbewußt dasaß und stizzierte.

„Was zum Teufel mag er wollen?“ murmelte Carlton, dessen Einbildungskraft erregt war. „Wenn es nur irgend jemand wäre, der ihr etwas zu leide thun wollte, ein Räuber oder ein Bettler, der recht unverschämte wäre, oder auch nur ein Betrunkener — welche Gelegenheit zu einer Heldenthat!“

Voller Erwartung ging er schnell, aber leise vorwärts. Vielleicht war der Fremde gar ein Anarchist, der alle Fürsten haßte! Als er näher kam, bemerkte er mit Befriedigung, daß die Prinzessin sich umgewandt hatte und, den Mann bemerkend, aufgestanden und bis an die äußerste Ecke des Felsens gegangen war. Dort setzte sie sich wieder nieder und wandte ihr Gesicht der Stadt zu, während sie ihrem Verfolger den Rücken zulehrte.

„Er belästigt sie!“ rief Carlton entzückt und ging schneller. „Es scheint, daß meine Stunde endlich gekommen ist!“ Als er sich indessen dem Fremden näherte, sah er zu seiner nicht geringen Enttäuschung, daß es nur ein Liebhaberphotograph war, welcher der Prinzessin folgte. Er beugte sich mit ängstlichem Ausdruck vor und richtete gerade seinen Apparat auf Prinzessin Aline, als Carlton sich ihm von hinten näherte. Gerade als er auf den Knopf drücken wollte, stieß der Amerikaner ihn mit dem Ellbogen an und drängte ihn zur Seite.

„Hören Sie,“ rief der Photograph, „nehmen Sie sich gefälligst in acht, wohin Sie treten! Sie haben mir die Platte verderben!“

„Ich werde Ihren ganzen Apparat verderben, wenn Sie die junge Dame noch länger belästigen!“ sagte Carlton leise, aber nachdrücklich.

Der Mann bereitete schnell eine neue Platte. „Sie ist nämlich eine Prinzessin,“ flüsterte er aufgeregt.

„Aber selbst eine Prinzessin hat Anspruch auf etwas Rücksicht. Außerdem: haben Sie einen Erlaubnischein, auf der Akropolis photographieren zu dürfen? Ich weiß bestimmt, daß Sie keinen haben!“

Carlton konnte dessen wohl gewiß sein, da es keine solchen Scheine gab.

Der Photograph sah ihn erschrocken an.

„Ich wußte nicht, daß man einen braucht. Wo kann ich ihn bekommen?“ fragte er.

„Nur der König kann Ihnen einen geben. Er wohnt im Schloß. Wenn man Sie hier ohne Erlaubnischein abfaßt, wird Ihnen Ihr Apparat fortgenommen, und Sie kommen ins Gefängnis. Sie würden gut thun, vorher zu verschwinden.“

„Danke sehr! Das will ich sofort thun!“ sagte der andre angsterfüllt.

So, dachte Carlton, indem er vergnügt lachte; wenn der jetzt ins Schloß geht und einen Erlaubnischein verlangt, so hält man ihn entweder für einen Anarchisten oder für verrückt, und ehe man mit ihm fertig ist, dürfte sein Interesse für Photographie bedeutend abgenommen haben.

Als er sich umwandte, bemerkte er, daß die Prinzessin wahrscheinlich den ganzen Vorgang gesehen hatte, wenn sie auch seine Worte nicht verstanden haben mochte.

Sie erhob sich aus ihrer geschützten Stellung und kam gerade auf Carlton zu auf dem rauhen Pfad, der durch die Trümmer auf die Höhe der Akropolis führt. Während er sie beobachtet hatte, wie sie dasaß auf der Mauer, das Kinn in die Hand gestützt, war ihm der Gedanke gekommen, welches wunderschönes Seitenstück sie zu dem Gemälde liefern würde, welches er von Fräulein Morris zu machen wünschte: die eine aufrecht stehend und furchtlos auf die See blickend von der niedrigen Mauer aus, während der Wind ihre Kleider gepackt hatte und ihr Haar löste; die andre sitzend und vorwärts geneigt, als erwarte sie die Rückkehr eines langersehnten Schiffes, ein schönes, trauriges Gesicht, rein und zart und edel, ein Mädchenantlitz auf der Gestalt eines Weibes!

Als sie sich erhob, versuchte er nicht, sich zu entfernen oder zu thun, als habe er sie nicht gesehen, sondern er blickte sie an, als sei das sein gutes Recht, und als müsse sie wissen, daß dem so sei. Prinzessin Aline blieb nicht stehen, sie ging nicht einmal langsamer, als sie in seine Nähe kam; aber als sie mit gesenkten Augen an ihm vorüberschritt, neigte sie dankend das Haupt, während ein liebliches Lächeln ihre Lippen umspielte.

Carlton sah ihr einen Augenblick nach, den Hut in der Hand haltend. Sie schien ihm gerade jetzt ferner als je zuvor, obgleich sie zum ersten Male seine Gegenwart bemerkt hatte. Er war sich ganz klar, daß er ihr nichts weiter war als ein menschliches Wesen. Den Hut aufsetzend, ließ er sich auf einen Felsblock nieder, stützte den Ellbogen aufs Knie und stopfte seine Pfeife.

„Wäre das nun irgend ein andres Mädchen gewesen,“ dachte er, „so wäre ich zu ihr gegangen und hätte gefragt: ‚Hat der Mensch Sie belästigt?‘ Und sie hätte geantwortet: ‚Ja; danke vielmals!‘ oder etwas Ähnliches. Dann hätte ich sie zu ihren Freunden begleitet; sie würde ihnen erzählt haben, daß ich ihr einen kleinen Dienst erwiesen habe, man hätte uns gegenseitig vorgestellt, und alles wäre gut gewesen. Aber weil sie eine Prinzessin ist, darf man ihr nicht zu nahe kommen. Wenigstens denkt sie das, und ich muß so handeln, wie sie gelehrt worden ist, daß es recht sei, und nicht nach meiner Ansicht. Schließlich ist sie doch auch nur ein schönes Mädchen, und sie muß ihrer Cousinen und Großmütter herzlich überdrüssig werden und es langweilig finden, daß sie niemand weiter sehen darf. Diese Fürstlichkeiten sind Sehenswürdigkeiten für uns, aber für sie selbst ist es nicht gerade angenehm. In hundert Jahren giebt es vielleicht keine Könige und Königinnen mehr, und die dann lebenden Schriftsteller werden uns beneiden, wie die von heute die Männer, welche von Rittertum und Turnieren schrieben. Sie werden ihre Helmen unter Bankdirektoren und ihre Heldinnen unter weiblichen Advokaten, Politikern und Stenographen wählen müssen. Wie langweilig die Welt dann sein wird!“

Der nächste Tag war der für den Empfang der Hohenwalds festgesetzt. Als Carlton am Nachmittag in das Besesszimmer des Hotels trat, fand er Fräulein Morris und ihre Tante, welche Thee tranken. Sie sah ihn mit dem Ausdruck so ehrlichen Mitgefühls an, daß er stehen blieb und sie herausfordernd anblickte.

„Sagen Sie mir nicht etwa, daß dies auch ins Wasser gefallen ist!“ rief er.

Sie nickte schweigend.

Carlton sank in einen Stuhl und kreuzte die Arme in grimmiger Resignation. „Was ist los?“ fragte er.

„Ist der Empfang verschoben?“

„Nein; aber Prinzessin Aline wird nicht zugegen sein.“

„Natürlich nicht,“ sagte er mit erzwungener Ruhe; „natürlich nicht! Darf ich fragen, warum? Ich wußte, daß sie nicht da sein werde, aber ich darf vielleicht doch etwas Neugierde zeigen.“

„Sie glitt auf einem der losen Steine auf der Akropolis heute nachmittag aus und verstauchte sich den Fuß, so daß man sie tragen mußte.“

„Wer trug sie?“ fragte Carlton wild.

„Einige ihrer Diener.“

„Natürlich, natürlich! So geht es immer! Den ganzen Nachmittag bin ich da gewesen und habe sie doch nicht gesehen! Ich war nicht da, um ihr zu helfen. Es ist Schicksalsstunde, weiter nichts, und es ist vergebens, gegen das Schicksal anzukämpfen! Aber,“ fügte er hinzu, als ob ihm plötzlich ein leiser Hoffnungsstrahl dämmere, „vielleicht ist es bis zum Abend besser.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Fräulein Morris; „indessen hoffen wir das Beste.“

Das Schloß und die königlichen Gärten befanden sich an einer Seite des öffentlichen Parkes, dem Hotel, wo die Hohenwalds und die Amerikaner Wohnung genommen hatten, gerade gegenüber. Da das Hotel das erste Gebäude links vom Schloß war, konnte Carlton von seinem Fenster aus die Illumination sehen, sowie die Ehrenwache, die kommenden und weg-fahrenden Wagen und die Bevölkerung von Athen, die sich im Park drängte und durch das eiserne Gitter in die königlichen Gärten schaute. Es war ein warmer

Abend. Der Vollmond leuchtete hell; er zeigte den Umriß der Akropolis am Nachthimmel und gab den gelben Häusern und roten Dächern der Stadt ein eigen-thümlich-phantastisches Aussehen. Jedes Fenster in der langen Front des Schlosses war erleuchtet; durch die offenen Thüren drangen die Töne der Musik, und die Draußenstehenden konnten die Reihen der großen Diener sehen in der blau und weißen königlichen Livree und die wachhabenden Soldaten in ihren weißen Frauen-röcken, den schwarz und weißen Jacken und roten Mützen.

Carlton zog einen leichten Rock über seinen Gesellschaftsanzug und eilte dann in ihm selbst unerklärlicher Aufregung ins Schloß. Die Auffahrt der fürstlichen Herrschaften war beendet, als er in den Ballsaal trat, und die nicht sehr strenge Etikette des griechischen Hofes erlaubte ihm, sich nach einer Verbeugung gegen die, welche noch darauf warteten, frei zu bewegen. Sein bringender Wunsch war, zu erfahren, ob Prinzessin Aline da sei oder nicht, und deshalb hielt er den englischen Adjutanten fest, der an ihm vorbeigehen wollte, und fragte ihn, ob die Prinzessin von ihrem Unfall hergestell sei.

„Nein,“ antwortete der Offizier, „sie kann umhergehen, aber weder stehen noch lange bei Tisch sitzen oder tanzen und dergleichen. War das nicht sehr unangenehm?“

„Ja, sehr,“ erwiderte Carlton. Er ließ den Arm des andern los und mischte sich unter die Gruppe der Herren, welche an der Thür standen. Seine Enttäuschung war groß; er hatte bis zu diesem Augenblick selbst nicht gewußt, wie viel ihm an dieser Begegnung mit der Prinzessin lag. — Plötzlich stieg der Wunsch in ihm auf, Fräulein Morris zu suchen, damit sie ihm ihre Teilnahme zeige und mit ihm lache. Während er mit immer wachsender Ungeduld die Gesichter der Vorübergehenden musterte, wurde ihm auf einmal klar, wie sehr es ihm lesthin zur Gewohnheit geworden sei, bei ihr Teilnahme für seine unglückliche Liebesangelegenheit zu suchen. Er fragte sich, was er wohl ohne sie während der ganzen Reise gethan haben würde, und ob er wohl die ganze Sache mit soviel Interesse verfolgt hätte, wenn sie ihn nicht immer angetrieben und ausgelacht hätte, sobald er vergagt werden wollte. — Als er sie endlich fand, blieb er überrascht stehen und war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie es wirklich sei. Das Mädchen dort schien eher eine weit schönere Schwester des Fräulein Morris, welches er kannte, größer, lieblicher, strahlender. Er fürchtete schon, sich geirrt zu haben, als er sich plötzlich besann, daß er sie zum ersten Male hochgefrisirt und in ausgeschnittenem Schleppkleid sehe. Fräulein Morris wurde von einem der Kammerherren geführt, der sich durch die Menge drängte und versuchte, sie aus der Nähe zweier eifrigen Jünglinge in Diplomatenuniform zu ziehen, die sich lachend und eifrig redend an ihre andre Seite drängten. Carlton näherte sich ihr mit einer ihm sonst fremden Scheu und fragte, ob sie tanze.

„Herr Carlton mag für mich entscheiden,“ sagte das junge Mädchen, ihre Hand aus dem Arm des Kammerherren ziehend, und sich neben den Amerikaner stellend. „Ich habe allen diesen Herren,“ wandte sie sich erklärend an diesen, „versprochen, mit ihnen zu tanzen, und jetzt können sie sich nicht darüber einigen, wer den ersten Tanz haben soll. Der halbe Walzer ist schon mit Streit vergangen, und sie verschlimmern die Sache noch, indem sie erklären, wie auch meine Entscheidung ausfallen werde, wollen sie sich mit dem duellieren, auf welchen meine Wahl fällt, und das wäre mir natürlich sehr unangenehm.“

„Und ebenso für den Herrn, welchen Sie wählen,“ meinte Carlton.

„Ich habe nun beschlossen, es Ihnen zu überlassen,“ sagte Fräulein Morris.

„Wenn ich denn Schiedsrichter zwischen den Mächten sein soll,“ versetzte der junge Mann, die drei Uniformen mustern, „so bestimme ich, daß, da diese Herren sich auf alle Fälle schlagen wollen, Sie am besten mit mir tanzen, bis sie es ausgefochten haben; der nächste Tanz gehört dann dem Ueberlebenden.“

„Das ist ein vorzüglicher Ausweg,“ lachte Fräulein Morris, seinen Arm nehmend. Sie nickte den drei Herren zu und drehte sich um.

„Kommen Sie fort von hier!“ flüsterte Carlton seiner Dame zu. „Sie wollen doch nicht tanzen? Lassen Sie uns einen kühlen Ort auffuchen.“

Er führte sie die Treppe hinab auf die Terrasse. Sie sprachen kein Wort, bis sie unter den Bäumen im Garten der Königin sich befanden. Während sie sich durch die Menge drängten, war es Carlton aufgefallen, wie alle Leute sich nach seiner Begleiterin umgesehen und ihr Platz gemacht hatten, und wie wenig sie es bemerkt zu haben schien. Es war eine Unbefangenheit, deren Grund in der Alltäglichkeit solcher Aufmerksamkeit lag, und Carlton selbst richtete sich stolzer auf in dem Gedanken, daß dies herrliche Geschöpf ihm in Freundschaft zugethan sei. — Vor einer niedrigen Steinbank an der Biegung eines Weges blieben sie

stehen. Sie befand sich im Schutz tropischer Blattpflanzen, und eine Marmorstatue schien sie gleichsam zu bewachen. Sie selbst sahen dort im Schatten, aber das Mondlicht fiel hell auf den Kies zu ihren Füßen, und durch die Bäume konnten sie die Schloßterrasse und die Tänzer sehen, welche an den erleuchteten Fenstern vorüberflogen. Das Plätschern eines Springbrunnens tönte leise hinter ihnen, und von Zeit zu Zeit hörten sie die Militärmusik, welche mit den sanfteren Weisen eines von einer ungarischen Kapelle gespielten Walzers abwechselte. Einen Augenblick noch blieben sie stumm und betrachteten die weißen Kleider der Damen und die Uniformen der Herren, welche sich zwischen den mit farbigen Lampen geschmückten Bäumen bewegten, sowie das silberne Mondlicht.

„Ich fürchte mich heute abend ein wenig vor Ihnen,“ unterbrach Carlton endlich das Schweigen. Er hielt inne und sah sie an. Sie saß aufrecht, und ihre gefalteten Hände lagen auf ihrem Schoß. „Sie sind so strahlend wie eine Königin, so ganz anders wie sonst!“

Das Mädchen zuckte die bloßen Schultern und lehnte sich zurück.

„Die Prinzessin ist nicht gekommen,“ sagte sie.

„Nein,“ antwortete Carlton, den sein Gewissen plötzlich anlagte, daß er diesen Umstand vollständig vergessen habe. „Das ist einer der Gründe, weshalb ich Sie diesen Herren entführte. Ich brauche Ihr Mitgefühl.“

Fräulein Morris antwortete nicht gleich; sie schien nicht in teilnehmender Stimmung zu sein, eher müde und verstimmt.

„Ich brauche heute abend selbst Teilnahme,“ sagte sie endlich. „Wir erhielten nach dem Diner einen Brief, der uns schlechte Nachrichten brachte. Wir müssen sofort heimkehren.“

„Schlechte Nachrichten?“ rief Carlton bestürzt. „Von zu Hause?“

„Ja, von zu Hause,“ antwortete sie. „Aber es ist nichts passiert; es sind nur schlechte Nachrichten für uns. Meine Schwester hat sich entschlossen, statt im Juli

schon im Juni zu heiraten, und dadurch verlieren wir einen Monat in Europa. Das ist alles. Wir müssen sofort abreisen — gleich morgen. Es scheint, daß Herr Abbey sich früher freimachen kann als er glaubte, und die Hochzeit soll nun am ersten Juni stattfinden.“

„Herr Abbey?“ fragte Carlton aufhorchend. „Aber Ihre Schwester heiratet den doch nicht?“

Sie drehte sich überrascht zu ihm. „Ja, warum nicht?“ fragte sie.

„Was?! — Ich glaube — Ihre Tante hat mir gesagt, Sie werden Abbey heiraten. Sie sagte mir das damals, als er sie an Bord begleitete!“

„Ich ihn heiraten? — Das hätte meine Tante gesagt? — Unmöglich!“ antwortete Fräulein Morris lächelnd. „Sie hat wahrscheinlich gesagt, ihre Nichte werde ihn heiraten. — Sie meinte meine Schwester. Sie sind lange verlobt gewesen.“

„Wen werden Sie denn aber heiraten?“ stammelte Carlton.

„Niemand!“



Photographie-Verlag der Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt von Dr. C. Albert & Co.

Der alte Freier. Nach dem Gemälde von A. Müller-Lingke.

Er starrte sie wie geistesabwesend vor Überraschung an. „Das ist aber höchst sonderbar!“ war alles, was er sagen konnte. — Ihm wurde sofort klar, daß der Ausruf kaum angemessen sei, aber er konnte sich nicht so schnell an die veränderte Sachlage gewöhnen, und er starrte sie an, während viele Einzelheiten ihm wieder einfelen. Ein Duzend Fragen schwebten ihm auf den Lippen. Er erinnerte sich später, einen Diener beobachtet zu haben, der das Licht in einer orangefarbenen Laterne pukte, und daß er ihm aufmerksam nachgesehen habe, bis er zwischen den Palmen verschwand.

Das Schweigen dauerte so lange, daß es anfang, peinlich zu werden, und Carlton wurde sich dessen bewußt. Er raffte sich zusammen und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Aber wirklich, Sie haben mich nicht gerade gut behandelt!“

„Wie? Sie nicht gut behandelt?“ fragte Fräulein Morris, eine bequemere Stellung einnehmend. Während der Pause, welche auf Carltons Entdeckung folgte, hatte sie etwas steif dageessen, als wenn sie auf ihrer Hut sein müsse. Jetzt war ihr Ton freundlich wie immer

und hatte auch den gewohnten Anflug von Spott. Carlton richtete sich danach, obgleich sein Geist noch emsig beschäftigt war, sich Zufälligkeiten und Worte aus der Zeit ihres Zusammenseins zurückzurufen.

„Es war nicht schön, daß Sie mich glauben ließen, Sie seien verlobt,“ sagte er. „Ich habe dadurch viel Zeit verloren; denn ich bin nicht im entferntesten höflich genug gegen verlobte junge Damen.“

„Sie waren es genügend gegen uns als Führer, Philosoph und Freund. Es thut mir leid, daß wir uns trennen müssen.“

„Trennen müssen?“ wiederholte er erschreckt. „Nein, das darf nicht sein!“

„Aber es muß sein!“ erwiderte das Mädchen. „Wir müssen zurück wegen der Hochzeit, und Sie müssen Prinzessin Aline folgen.“

„Ja, selbstverständlich,“ hörte Carlton seine eigene Stimme sagen. „Ich hatte Prinzessin Aline vergessen.“ Er dachte weder an das, was er sprach, noch an die Prinzessin, er dachte nur an die vielen Stunden, die er mit Fräulein Morris verlebt hatte, wie sie manch-

mal ausgefahren hatte, und wie er sich zuweilen dabei ertappte, sie zu beobachten. Es fiel ihm ein, daß er auch an den fernen Herrn Abbey gedacht hatte, wie er mit ihr denselben Weg reiste, aber ohne Ehrendame, dicht neben ihr saß, ihre Hand hielt und ihr jeden Augenblick sagen durfte, wie schön sie sei, ohne die Folgen zu fürchten. Er erinnerte sich auch, wie sie seine Gedanken erraten hatte, noch ehe er sie aussprach, und wie sie ihn stets veranlaßt hatte, sich im besten Licht zu zeigen und manches ungefragt zu lassen, was alltäglich und unwürdig im Licht ihres Geistes erschien. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, wie ungeduldig er sie erwartet hatte, wenn sie einmal spät am Tisch erschien, und daß er einmal einen ganzen Tag verdrießlich gewesen war, weil sie das Zimmer hüten mußte. Es durchfuhr ihn ein freudiges Erschrecken, als ihm klar wurde, wie unentbehrlich sie ihm geworden sei, und ihm fielen die Augenblicke ein, wenn sie allein bei Tisch geessen oder einen alten Palast besucht oder einen Spaziergang gemacht hatten. Es war ihm dann gewesen, als seien sie allein auf der Welt, und er hatte



Lebendig gefangen. Nach dem Gemälde von W. A. Beer.

sich wohl mit dem Gedanken getröstet, daß diese Augenblicke ihm gehörten, und daß Abbe nichts mit ihnen gemein hatte, wenn sie auch sein Weib sein werde.

Er drehte sich um und sah seine Gefährtin mit fremden, weitgeöffneten Augen an, als sehe er sie zum ersten Male. Er war seiner selbst und seiner Liebe so sicher, daß sein Glück ihn zittern machte, und der Gedanke, wenn er jetzt zu ihr spreche, werde sie ihm vielleicht in dem alten, freundlich-spottenden Ton antworten, erfüllte ihn mit Schrecken. In dem Augenblick erschien es ihm als die natürlichste Sache von der Welt, daß sie denselben Weg, den sie gekommen, nun auch gemeinschaftlich zurückkehrten, daß er nun aber verflärt werde von dem neuen Licht seiner Liebe für sie, und daß sie immer weiter und weiter die Welt durchwandern müßten, während ihre Liebe mit jedem neuen Tag wuchs und die übrige Welt ihnen versank.

Er beugte sich vor, legte seinen Arm auf die Banklehne und näherte sein Gesicht dem ihrigen. Ihre Hand lag nachlässig auf ihrem Schoß, und er umschloß sie mit der seinen; aber das Beben, welches ihn bei der Berührung ihrer Finger durchfuhr, verwirrte ihn und ließ die Worte auf seinen Lippen ersterben. Er sah sie mit sonderbarem Ausdruck an, aber er blieb stumm.

Fräulein Morris drückte seine Hand fest und freundlich und zog dann die ihrige fort, als habe er sie nur im Uebermaß seines aufwallenden Gefühls ergriffen.

„Sie sind sehr freundlich gegen uns gewesen,“ sagte sie, indem sie sich bemühte, ihrem Ton einen gütigen und anerkennenden Ausdruck zu geben; „und wir —“

„Sie dürfen nicht fort! Ich kann Sie nicht fortlassen!“ sagte Carlton mit erstickter Stimme. Diesmal ließ seine Aufrichtigkeit keinen Zweifel aufkommen. „Wenn Sie fortgehen,“ fuhr er atemlos fort, „so muß ich Sie begleiten.“

Das junge Mädchen rühte unruhig hin und her; sie beugte sich vor und holte gepreßt Atem. Dann wandte sie sich zu ihm und sah ihn an, als fürchte sie sich vor ihm oder vor sich selbst.

Sie schwiegen eine Weile. Die Luft schien schwül geworden zu sein, und Carlton sah wie durch einen Schleier. Durch die Stille klang das Plätschern des Springbrunnens, das Rauschen der Blätter im Nachtwind und das leise seufzende Murmeln des Walzers.

Er schien zu horchen, und sie sah im Mondlicht, daß er lächelte; er wollte offenbar ihre Antwort auf seine letzten Worte verzögern.

„Das ist der Walzer,“ sagte er mit leiser Stimme, „den die Zigeuner an jenem Abend spielten.“ Er hielt inne, und Fräulein Morris antwortete nur durch ein leises Reigen des Kopfes. Jede Bewegung schien eine Anstrengung für sie zu sein.

„Sie haben es vergessen!“ fuhr Carlton fort. „Ihnen war es ja bedeutungslos! Ich meine den Abend auf dem Dampfer, als ich Ihnen erklärte, was Liebe für andre Leute bedeutet. O, was für ein Narr bin ich doch gewesen!“

„Ja, ich beginne mich,“ antwortete sie, „letzten Donnerstag Abend auf dem Dampfer.“

„Donnerstag Abend!“ brach Carlton los. „Mittwoch Abend! Dienstag Abend! Wie kann ich wissen, an welchem Abend es war! Für mich war es der Abend meines Lebens! Damals wurde es mir klar, daß ich Sie liebe, wie ich nie zu lieben gehofft hatte. Als ich Ihnen sagte, ich wisse nicht, was Liebe sei, fühlte ich, daß ich die Unwahrheit sprach; ich wußte, daß ich Sie liebte, daß ich nie eine andre so lieben werde, noch je geliebt habe, und wenn ich damals ge-

glaubt hätte, Sie könnten mich wieder lieb haben, so würde weder Ihre Verlobung noch Ihre Versprechungen mich gehindert haben, Ihnen meine Liebe zu gestehen! Sie sagten an jenem Abend, ich würde um so treuer lieben lernen, da ich so lange an mir gezweifelt habe und — o Edith!“ — er ergriff ihre beiden Hände und hielt sie fest in den seinigen — „ich kann Sie jetzt nicht von mir lassen! Ich liebe Sie so innig! Lachen

schüßte sie vor der Nachtlust. Hinter den offenen Fenstern, welche auf den Balkon führten, legten ihre Schwestern ihren Ballstaat ab und besprachen die Einzelheiten des Festes.

Prinzessin Aline, welche von unten nicht gesehen werden konnte, bemerkte, wie Carlton erst Frau Downs beim Aussteigen half und dann seine Hand einer andern verhüllten Gestalt reichte. Während die ältere Dame die Stufen hinaufflog, und ehe noch die zweite Figur den Schatten des Wagens verlassen hatte und in das helle Mondlicht getreten war, sah Prinzessin Aline, wie Carlton sie plötzlich zurückzog und leicht auf die Wangen küßte. Sie hörte eine abwehrende Stimme und sah, wie Fräulein Morris ihren Mantel über den Kopf zog und die Stufen hinaufflog. Dann sah sie, wie Carlton den Damen die Hand gab und noch einen Augenblick stehen blieb, nachdem sie im Hause verschwunden waren. Er sah zum Mond empor und schien etwas in seiner Tasche zu suchen. Dann zog er eine Zigarentasche hervor, wählte sorgfältig eine Zigarre und zündete sie mit augenscheinlicher Befriedigung an. Den Kopf zurückwerfend und sich stramm aufrichtend, als wolle er die ganze Welt herausfordern, schritt er langsam über die Straße und verschwand im Schatten des einsamen Parkes.

Prinzessin Aline trat an eines der offenen Fenster und stützte sich darauf. „Jener junge Herr Carlton, der Künstler,“ sagte sie zu ihren Schwestern, „ist mit der schönen Amerikanerin verlobt, die wir neulich kennen gelernt haben.“

„Wirklich?“ versetzte die ältere Schwester. „Das habe ich mir gedacht. Wer hat es dir erzählt?“

„Ich sah, wie er sie beim Gute-Nacht-sagen küßte, gerade eben, als sie aus dem Wagen stieg.“ Prinzessin Aline war bei diesen Worten ins Zimmer getreten und blickte nun nachdenklich zu Boden; dann schritt sie quer durch das Zimmer auf einen kleinen Schreibtisch zu. Sie schloß eine Schublade auf und nahm zwei Stücke Papier heraus, die sie in der Hand zusammenpreßte. Darauf

kehrte sie langsam auf den Balkon zurück. Eins der Blätter enthielt das Bild, welches Carlton von ihr gezeichnet und unter welches er geschrieben hatte: „Das ist sie. Wundern Sie sich, daß ich viertausend Meilen gereist bin, um sie zu sehen?“ Das andre war Carltons Bild, welches sie aus dem Katalog des „Salon“ geschnitten hatte.

Von der Ecke des Balkons aus, wo sie stand, konnte Prinzessin Aline Carltons weiße Wäsche und das Feuer seiner Zigarre schimmern sehen, während er im öffentlichen Park wie eine Schildwache auf und ab ging. Sie faltete die Papiere zusammen und zerriß sie langsam in

winzige Stückchen, welche sie durch die Finger auf die Straße fallen ließ. Dann trat sie wieder ins Zimmer zurück, blieb vor ihren Schwestern stehen und sagte: „Wißt ihr, ich fange an, des Reisens überdrüssig zu werden. Ich möchte heim nach Grasse.“ Sie bedeckte die Augen einen Moment mit der Hand, dann sehte sie leise hinzu: „Ich glaube, ich habe Heimweh!“

In ernsten Stunden.

Es ist in des Lebens bitterer Stunde,
Wenn wir nicht wissen aus noch ein,
Regt sich im tiefsten Herzensgrunde
Der Glaube an ein göttlich Sein,
Da falten sich von selbst die Hände,
Und auf die Brust sinkt unser Haupt,
Und Thränen fließen ohne Ende...
Das Herz wird leicht, man hofft, man glaubt!

Friedrich Partschow.



1



2



3



4



5



6

Die bösen Affen und die schlaue Giraffe.

(Gedicht S. 290.)

Sie mich nicht aus, lachen Sie nicht über mich! Der Rest meines Lebens liegt in Ihrer Hand.“

Fräulein Morris that gerade das, was er sie gebeten hatte, nicht zu thun: sie lachte leise, aber ihr Lachen war so glücklich, so sanft und süß, so zufrieden, daß er wohl ihre Hände losließ, aber nur, um sie selbst an sich zu ziehen, bis ihr Gesicht das seine berührte, und sein starker Arm sie an sich preßte.

Die Hohenwalde bewohnten eine Reihe Zimmer im ersten Stod des Hotels und hatten das Vorrecht, den breiten Balkon über dem Haupteingang zu benutzen. Als Frau Downs mit Edith Morris und Carlton vom Ball heimkehrte, stand Prinzessin Aline auf dem Balkon und betrachtete die verlöschenden Lichter im oberen Teil des Hauses, und das Mondlicht, welches die Bäume und Statuen im öffentlichen Park beleuchtete. Ihr Fuß war noch eingewickelt, und ein langer Mantel

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Die Königin von Portugal giebt seit fünf Jahren sich mit Leidenschaft dem Studium der Medizin hin; in gar manchen Fällen hat sie — und zwar mit Erfolg — mit ihrem Rat in ihrer unmittelbaren Umgebung beigegeben. Nun hat sich die Königin entschlossen, ihre medizinischen Kenntnisse, die wirklich bedeutend sein sollen, in den Dienst der Armen und Elenden zu stellen. Nach einer Reise durch Portugal, auf welcher sie Hospitäler, Heilanstalten, Entbindungsanstalten besuchte, hat die Königin unter Mitwirkung der hervorragendsten Mitglieder der medizinischen Fakultät in Portugal einen Plan aufgestellt, welcher den öffentlichen Sanitätsdienst gründlich umgestalten soll.

Verkehr.

Schutz auf der Reise. Eine dankenswerthe Anordnung zum Schutz der Reisenden gegen Verletzungen und Beleidigungen durch Mitreisende hat die preussische Eisenbahnverwaltung mit dem Erlaß folgender Verfügung getroffen: Es ist vorgekommen, daß sowohl Zug- wie Stationsbeamte, die seitens der Reisenden aufgefordert wurden, sie gegen Verletzungen und Beleidigungen durch Mitreisende zu schützen, ihre Mitwirkung hierbei verweigert und sich nicht einmal dazu bequem haben, die Namen der betreffenden Persönlichkeiten festzustellen. Ein derartiges Verhalten muß ernstlich gerügt werden. Geben die Beschuldigten den an sie gerichteten Mahnungen kein Gehör, so sind die Streitenden durch Anweisung anderer Plätze zu trennen. Wenn dies nicht gelingen kann oder nicht fruchtet, so ist von dem Paragraphen 20 der Verkehrsordnung — jedoch erst nach nochmaliger erfolgloser Androhung — Gebrauch zu machen und Ausschluß von der Weiterreise anzuordnen. Die Beamten sind verpflichtet, stets sofort mit allem Nachdruck einzuschreiten, wenn Reisende ihren Schutz gegen Mitreisende anrufen.

Länder- und Völkerkunde.

Die Tiefe der Schweizer Seen. Langensee 365 Meter, Genfer See 310, Luganer See 288, Brienzsee 261, Bodensee (inbegriffen Untersee) 252, Thuner See 217, Vierwaldstätter See 214, Zuger See 198, Neuenburger See 153, Wallensee 151, Zürichsee 143, Sempacher See 87, Puschlacher See 84, Negersee 83, Bieler See 78, Silbaplaner See 77, Siller See 71, Baldegger See 66, Sarner See 52, Murtensee 49, Hallwiler See 48, St. Moritzer See 44, Pfäfliser See 36, Greifensee 34, Zougsee 34, Lomerner See 13. Die größte Tiefe des Vierwaldstätter Sees beträgt im Urner See 200 Meter, bei Gersau 214, bei Weggis 151, im Trichter 112, im Rüschacher See 76, im Alpacher See 35.

Nach der „Deutschen Bauzeitung“ werden von 1898 ab die größten Städte folgende Reihenfolge haben: 1. London, 2. New York, 3. Paris, 4. Berlin. Dabei ist angenommen, daß dann die Städte New York und Brooklyn vereinigt sein werden. Im Jahr 1896 hatte London 4 433 018 Einwohner, New York und Brooklyn hatten 3 294 865, Paris 2 511 955 und Berlin ohne Vororte 1 715 000 Einwohner, die Vororte Berlins hatten 434 588 Einwohner gezählt. Interessant sind die dazu mitgeteilten Zahlen über das Areal dieser Großstädte und die Zahl der Wohnhäuser oder bebauten Grundstücke überhaupt. London hatte einen Flächeninhalt von 3042 Hektar und 600 000 Wohngebäude, New York—Brooklyn hatte 1932 Hektar Flächeninhalt mit 167 000 Wohnhäusern, Paris 966 Hektar Flächeninhalt und 100 000 Wohnhäuser, Berlin 550 Hektar Flächeninhalt und 23 307 Wohnhäuser. Welche wesentlichen Veränderungen zeigen sich uns da! In London kommen auf 1 Hektar Stadtfläche 197 Wohnhäuser, in New York 86, in Paris 103 und in Berlin nur 42 Häuser. In London wohnen aber in einem Hause im Durchschnitt nur 7,4 Personen, in New York schon 19,75, in Paris 25,12 und durch die Berliner vielen Mietskasernen stellt sich das traurige Verhältnis von 75,6 Personen für ein Wohnhaus heraus.

Naturwissenschaftliches und Erfindungen.

Die Größe der Meereswogen. Von einem erfahrenen Schiffskapitän, der während seiner vielen Reisen schon manches Unwetter auf hoher See durchgemacht hat, wird die Behauptung aufgestellt, daß die Wogen der Nord- und Ostsee selbst beim größten Sturm nicht ein Drittel von der Höhe jener kolossalen Wasserberge erreichen, die sich bei stürmischem Wetter um das Kap Horn herum aufstürmen und jedes Schiff wie eine Kuchelhale hin und her schleudern. Nach der Meinung jenes Seefahrers steigen die gigantischen Wassermassen dort bis zu einer Höhe von 46 Fuß, während für die Länge jedes Rammes dieser ungeheuren Wogen 765 Fuß nicht zuviel gerechnet sein dürften. Im Atlantischen Ozean erheben sich die im Aufruhr befindlichen Wassermassen höchstens bis zu 43 Fuß, die Wogen der Nordsee dagegen im schlimmsten Fall nur bis zu 13 1/2 Fuß. Um 1 bis 2 Fuß höher mögen bei sehr stürmischer See die Wogen des Mitteländischen Meeres steigen.

Heilwissenschaft.

Ein eigenartiges Licht auf die Stellung des Arztes in Japan werfen einige Mitteilungen, welche wir dem soeben erschienenen Jahresbericht des Zentral-Sanitätsbureaus der kaiserlich japanischen Regierung entnehmen. Japan belah dem Bericht zufolge am Ende des Jahres 1894 insgesamt 39 634 Ärzte, gegen 40 880 am Ende des Jahres 1884. Demnach hat sich die Zahl der Ärzte in Japan von 1884 bis 1894 um 1246 verringert. Diese auffallende Erscheinung findet darin ihre Erklärung, daß 1884 von der japanischen Regierung Vorschriften erlassen wurden, welche die Ausübung der ärztlichen Tätigkeit in Zukunft von dem Bestehen einer Prüfung oder Abolvierung des medizinischen Studiums auf einer Universität abhängig machten. Charakteristisch für die Auffassung der Pflichten eines Arztes ist die Thatfache, daß in Japan eine Art Gesundheitsamt existiert, dem die Ueberwachung der Ärzte obliegt. Wie streng diese Ueberwachung ist, geht aus der Thatfache hervor, daß im Jahr 1894 dreizehn Ärzte für die Dauer von einem bis zu sechs Monaten von der Ausübung der ärztlichen Praxis ausgeschlossen wurden, weil sie Mißgriffe in der Behandlung von Krankheiten gemacht hatten. Fünf Ärzte wurden wegen „Miß-

brauchs ihrer Lizenz“ auf die Dauer von zwei Wochen bis zu sechs Monaten suspendiert. Aus „verschiedenen Ursachen“ wurde ferner sechzehn Ärzten die Erlaubnis zur Ausübung der Praxis auf die Dauer von einem bis drei Monaten entzogen, und endlich drei Ärzten „auf Grund einiger besonderer Ursachen“ die fernere Thätigkeit als Arzt vollständig verboten.

Entscheidungen.

Wieviel ist ein kleiner Finger wert? Durch einen Unfall war einem Gesellen der kleine Finger der linken Hand zerquetscht worden und mußte deshalb abgenommen werden. Der Geselle verlangte von der Berufsgenossenschaft eine Rente, die ihm zunächst auch gewährt, später aber wieder entzogen wurde. Die Berufsgenossenschaft meinte, daß der Verlust des kleinen Fingers der linken Hand keine Beeinträchtigung der Geschäftsfähigkeit bedinge. Auf die Beschwerde des Gesellen hat das Reichsversicherungsamt entschieden, daß dem Verletzten ein Anspruch auf Zahlung einer Rente von zehn Prozent zustehe, da der kleine Finger an Bedeutung für die Geschäftsfähigkeit gleich nach dem Daumen und Zeigefinger komme.

Nicht bestellte Lotterielose. Ein für weitere Kreise interessanter Prozeß ist in Hannover zur Entscheidung gelangt. Der Kläger, dem der Generalvertrieb für die 1898er Gold- und Silberlotterie des Hausfrauenvereins zu Magdeburg übertragen war, überbot zum kommissionsweisen Verkauf ohne Bestellung einem Geschäftsmann 28 Stück dieser Lose und bat ihn, falls er den Vertrieb dieser Lose unter den angegebenen Bedingungen nicht übernehmen wolle, um unfrankierte Rücksendung der Lose. Der Beklagte überließerte diese dem Papierkorb. Im Wege der Klage behauptete nun der Kläger, der Beklagte habe die Verkaufscommission fahrlässig übernommen, und hielt ihn für sein Verhalten für haftbar. Das auch in der Berufungsinstanz bestätigte Urteil wies jedoch den Kläger mit seiner Klage kostenpflichtig ab, da das Handelsgesetzbuch eine allgemeine Pflicht des Empfängers zur Antwort auf ihm zugehende Angebote nicht kenne und die diesen Grundlag durchbrechende Ausnahme des Art. 323 Abs. 1 des Handelsgesetzbuches nicht Platz greife.

Gerichtssaal.

Vor der Strafkammer zu Aachen hatten sich dieser Tage zwei Angeklagte aus Brüssel — Mutter und Tochter — wegen mehrfacher Betrügereien zum Nachteil deutscher Klöster zu verantworten. Die Angeklagten handelten mit belgischer Leinwand und begannen das Geschäft immer damit, daß die jüngere der Damen vorgab, sie beabsichtige, in das Kloster einzutreten und bringe eine Mitgift von 120 000 Mark. Im Verlauf des Gesprächs rückten die Angeklagten dann mit ihrer eigentlichen Absicht heraus und boten Leinwand an, indem sie vorgaben, sie hätten dieselbe auf der Berliner Ausstellung gehabt und gäben sie, um den Zoll zu sparen, nur an Klöster ausnahmsweise billig ab. Eine ganz genaue Kenntnis der europäischen Klöster, die auf eine langjährige Thätigkeit schließen läßt, außergewöhnliche Bildung und insbesondere die ausnehmend anmutige Erscheinung der jüngeren Dame kamen ihnen hierbei trefflich zu statten. Nur hierdurch konnte es geschehen, daß die Klosterfrauen Wechsel in ganz bedeutenden Beträgen unterzeichneten. So kaufte das Kloster in Fulda für 5488 Mark, in Aachen für 6495 Mark, in Baden-Baden für 2231 Mark, in Lichtenthal für 3570 Mark, in Aachen für 409 Mark Leinwand und unterzeichneten dafür Wechselblankette. Die Leinwand hatte höchstens die Hälfte des Wertes, der bezahlt wurde. So urteilten wenigstens die zum Teil weither berühmten Sachverständigen. Zur Steuer der Wahrheit aber sei gesagt, daß die Angeklagten für die Waren selbst einen so hohen Einkaufspreis bezahlt hatten, daß ihr Gewinn kein schwindelhafter genannt werden kann und der Betrug nach der Aeußerung eines Sachverständigen eigentlich schon bei dem Fabrikanten begann. Der Staatsanwalt beantragte für die Mutter 6 und für die Tochter 4 Jahre Gefängnis. Das Urteil lautete auf je 2 Jahre 6 Monate Gefängnis und 1800 Mark Geldstrafe.

Warnungstafel.

Neuer Schwindel? In Berliner Zeitungen erschien vor einiger Zeit eine Anzeige folgenden Inhalts: „Eine amerikanische Dame, die sich für längere Zeit auf dem Kontinent aufhält, wünscht ihren zwei Jahre alten Knaben gegen einen monatlichen Preis von 100 Mark aufs Land in Pension zu geben. Vorort von Berlin bevorzugt.“ Die Frau eines in Steglitz wohnenden Lehrers schickte ihre Adresse ein, worauf sie nach einiger Zeit aus London einen Brief in Druckschrift erhielt, worin ihr mitgeteilt wurde, daß die „vom Berliner Korrespondenten“ eingezogenen Erkundigungen höchst befriedigend seien, und daß ihr das Kind in Pflege gegeben werden solle. „Mrs. M., seine Mutter, ist in Oesterreich und ist damit einverstanden, Ihnen das Kind gegen eine monatliche Entschädigung von hundert Mark in Pension zu geben. Die Gouvernante wird mit ihm in Berlin eintreffen und mit Ihnen alles Nötige verabreden. Abgesehen werden wir Sie mit dem Fräulein in briefliche Verbindung setzen. Die Pension für den ersten Monat wird bei der Ankunft des Kindes beglichen und jeder folgende Monat durch ein Bankhaus in Berlin bezahlt. Falls Sie hiermit einverstanden sind, bitte uns sofort zu benachrichtigen und gefälligst 10 Mark Telegramm, Porto und Auslagen einzufenden.“ Der Zustift lag ein Briefumschlag mit Adresse bei und wurde zur Antwort benutzt. Von der Abfindung der 10 Mark sah man aber flugerweise ab, und der Brief kam als „unbestellbar“ zurück. Eine Postanweisung mit 10 Mark wurde dagegen sicherlich bestellt worden.

Kunst.

Berühmte Komponisten haben bei ihrem Tod, obgleich sie bei Lebzeiten unendlich viel Geld verdienten, keineswegs große Reichtümer hinterlassen. Da ist zuerst der Nachlaß des großen, unerreichten Liederkomponisten Franz Schubert zu nennen. Wie die im Archiv des Wiener Landgerichts aufbewahrten Hinterlassenschaftskarten besagen, bestand der Nachlaß Franz Schuberts aus drei Gehörden, drei Fracks, zehn Weinkleidern, neun Westen (Gesamtwert 37 Gulden), einem Hut, zwei Paar Stiefeln, fünf Paar Schuhe (Gesamtwert 2 Gulden), vier Hemden, neun Hals-

und Schnupstücherlein, 13 Paar Strümpfen, einem Bettlaken, fünf Bettbezügen (Gesamtwert 8 Gulden), einer Matratze, einem Kopfkissen, einer wollenen Decke (Gesamtwert 6 Gulden) und einigen alten Rüststücken, die mit 10 Gulden bewertet sind. Die ganze Hinterlassenschaft hatte also einen Wert von 63 Gulden — 100,80 Mark! Als Mozart starb, wurden in seinem Besitz an barem Geld 60 Gulden vorgefunden. Der sonstige Nachlaß, die kleine Musikalienbibliothek mit eingerechnet, hatte einen Tagewert von noch nicht ganz 400 Gulden. Den größten „Reichtum“ hinterließ der große Beethoven, nämlich 10 232 Gulden. Hierdovon gingen indessen ab für Krankheits- und Beerdigungskosten, sowie gerichtliche Gebühren 1219 Gulden, so daß der Nettolohn 9013 Gulden betrug. An irdischen Gütern haben also diese drei Tondichter nur wenig hinterlassen, — aber ewig fort lebt ihre geistige Hinterlassenschaft an die Nachwelt; sie waren nur Musiker, sie kannten und liebten nur die Kunst, die Vorteile davon überließen sie andern Sterblichen.

Sport und Mode.

Nachfahrer-Briefmarken. Die jüngste Nummer des Journals „Timbre-Post“ kündigt die Ausgabe von Briefmarken für den Nachfahrerspostdienst in Australien an. Der erste Nachfahrerspostdienst wurde zwischen Coolgardie und dem Lesroy-See eingerichtet. Das Bild der Postmarke zeigt einen Schwan in einem Oval und die Umschrift: „Cool Mail Western Australia. Late Lesroy Goldfield“. Wert der Marke 6 Pence. Des weiteren wurden Postmarken zu 2 und 5 Schilling ausgegeben mit dem Bild eines berittenen Kamels und der Umschrift: „Coolgardie Cycle Express Company“.

Neues Haar ist zurzeit die Modehaarfarbe in Paris. Blond sind viele Pariserinnen von Geburt her, aber ein so schönes, schillerndes Rot, wie es jetzt Mode ist, kann nur durch Kunst erzeugt werden. Die Damen lassen sich ihr Haar rot färben, was mühsam und kostspielig ist und deshalb nicht von jeder nachgeahmt werden kann. Wie es scheint, ist diese rote Farbe sehr dauerhaft. Das Haar spielt jetzt eine große Rolle, denn die Kammung à la Chinoise herrscht vor. Das Haar wird emporgelammt, so daß es einen stehenden, fast handhohen Wulst über der Stirn bildet. Seitlich dehnt sich der Wulst über die Ohren aus, um hinten ganz breit und wichtig auszulaufen. In dieser mächtigen Haarcirculation erscheint das Gesicht klein und etwas länger, was sich gar nicht übel ausnimmt. Natürlich paßt hierzu ein Barett besser als ein mächtiger, nach den Wolken strebender Hut.

Statistik.

Der Bierverbrauch der Welt. Nach einer englischen Statistik werden gegenwärtig 17 700 000 000 Liter Bier auf der Erde gebraut. Davon kommen 5 000 000 000 Liter auf Deutschland, 4 790 000 000 auf Großbritannien und Irland, 3 200 000 000 auf die Vereinigten Staaten und 1 350 000 000 auf Oesterreich-Ungarn. Belgien braut und verzehrt jährlich 1 050 000 000 Liter Bier, Frankreich 840 000 000 und Rußland 400 000 000.

Die jährliche Gesamt-Steinproduktion auf der ganzen Erde beträgt gegen 580 Millionen Tonnen. Um dieses Quantum in Eisenbahnwaggons von je 20 Tonnen Tragkraft fortzuschaffen, würde ein Zug erforderlich sein von einer Länge, die etwa achtmal den Äquatorumfang ausmacht; das ganze Quantum zu einer Säule von 30 Hektar Grundfläche aufgeschichtet, würde eine Höhe von 3600 Metern ergeben.

Gemeinnütziges.

Ein neues Mädchenheim. Der Dresdener Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit eröffnete am 1. November in Plauen bei Dresden, Goldgrünerstraße, circa zehn Minuten von der Endstation der Plauenschen Straßenbahn entfernt, ein neuerbautes Haus für Arbeiterinnen, in welchem alleinstehende Mädchen billige, gesunde Wohnung, auf Wunsch auch Beschäftigung finden. Die Preise belaufen sich für Zimmer, einschließlich Heizung, mit einem guten, vollständigen Bett, Kleiderkasten, Kommode, Waschtisch, Tisch, Stühlen, wöchentlich auf 1,80 M., desgleichen mit zwei Betten und dem vorstehenden entprechender Einrichtung für die Person wöchentlich 1,50 M., desgleichen mit drei Betten und so weiter die Person wöchentlich 1,40 M., Wäcker im Hause je 10 Pf. Arbeiterinnen, welche vor der Verheiratung stehen, werden daselbst auf Wunsch Kochen und Hauswirtschaftslehre unentgeltlich erlernen können, ebenso findet Unterweisung im Zuschneiden der Kleidung, Nähen, Stopfen und so weiter des Abends im Saale des Mädchenheims statt.

Miscellen.

Falsche und echte Brillanten. Eine wissenschaftliche Fachschrift behauptet, daß es selbst für den Laien sehr einfach sein soll, einen falschen von einem echten Brillanten zu unterscheiden. Man mache nur einen kleinen Punkt mit einem Bleistift auf ein Stückchen Papier und lege dann durch den Edelstein hindurch. Zeigt sich der Punkt vereinzelt und allein, dann ist der Brillant echt, zeigt er sich aber vervielfacht oder auseinander gerissen, so ist der Stein falsch, was er auch gelöst haben mag.

Die Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens beträgt nach den neuesten Berechnungen eines amerikanischen Arztes ungefähr dreiunddreißig Jahre. Ein Viertel der Menschheit stirbt vor dem siebenten Lebensjahr. Wer über dieses kritische Alter hinaus ist, kann aller Voraussicht nach recht alt werden. Von je tausend Personen erreicht jedoch nur eine das hundertste Jahr, von je hundert Menschen erleben höchstens sechs das fünfundsiebzigste und von fünfhundert nur einer das achtzigste Lebensjahr. Von den 1500 Mill. Bewohnern der Erde sterben 91 824 an jedem Tag, 3370 in jeder Stunde und 60 in jeder Minute.

Napoleonische Wahlfreiheit. Als die Komödie des Plebiszits über die Ernennung des Generals Bonaparte zum lebenslänglichen Konful in Scene geleitet wurde, erließ der damalige Oberst Lannes an sein Regiment folgenden charakteristischen Tagesbefehl: „Soldaten! Es handelt sich darum, den General Bonaparte zum lebenslänglichen Konful zu ernennen. Die Meinungen sind frei, und ich habe keine Lust, jemand zu beeinflussen. Ich gebe nur bekannt, daß ich den ersten, der nicht mit Ja stimmt, vor dem Regiment als einen Halunken erschießen lasse. Es lebe die Freiheit!“